



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

6. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1977



Inhalt

Hubert Krins		
	Die Marienkirche in Baienfurt, Kreis Ravensburg – ein Bauwerk des Expressionismus	97
Peter Schubart		
	Ein altes Bauernhaus wird Treffpunkt der Oftersheimer Einwohner	103
Wolf Deiseroth		
	Die ehemalige Villa Julius in Heidelberg – ein Baudenkmal vom Abbruch bedroht	106
Robert Koch		
	Zwei Fragmente eines Hedwigsbechers von der Burg Weibertreu bei Weinsberg	111
Rolf-Heiner Behrends		
	Eine vorgeschichtliche Befestigungsanlage auf dem Eichelberg	117
Eckart Hannmann		
	Das alte Postamt in Balingen jetzt „unten ohne“	120
Rudolf Fessler		
	Die Südoberschwäbische Hofanlage	124
Peter Schmidt-Thomé		
	Die Burg Zindelstein im Bregtal	131
Personalia		132
Mitteilungen		134

Titelbild: Blick in den Innenraum der Katholischen Pfarrkirche Baienfurt, 1925 bis 1927 von Otto Linder
erbaut. Zustand vor der Renovierung, bei der innen vor allem die Beleuchtung verbessert wurde.
Zum Beitrag Hubert Krins: Die Marienkirche in Baienfurt, Kreis Ravensburg – ein Bauwerk des
Expressionismus

Hubert Krins: Die Marienkirche in Baienfurt, Kreis Ravensburg – ein Bauwerk des Expressionismus

Wer die letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift durchblättert, wird feststellen, daß auch Bauwerke des 20. Jahrhunderts in den Gesichtskreis der Denkmalpflege geraten sind, wie die Arbeitersiedlung Gmindersdorf (Heft 3/1973, Seite 26 ff.) oder der Stuttgarter Hauptbahnhof (Heft 4/1976, Seite 156 f.). Indessen handelt es sich bei den genannten Beispielen

um Objekte, die noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden sind oder entworfen wurden. Hier soll nun ein Werk vorgestellt werden, das in den Jahren nach der Inflation errichtet wurde und damit geschichtlich und stilistisch einer jüngeren Phase angehört: die Katholische Pfarrkirche in Baienfurt, Kreis Ravensburg.

1





2 DIE MARIENKIRCHE IN BAIENFURT, aufgenommen vor der Instandsetzung. Der verschmutzte Außenputz erhielt inzwischen einen Anstrich im Naturton. Die Kunststeinteile wurden neu gefaßt.

Die Katholische Kirchengemeinde Baienfurt hat sich erst 1917 als selbständige Pfarrei von dem nur drei Kilometer entfernten Altdorf (Weingarten) gelöst. Ursache war das starke Anwachsen der Bevölkerung seit der Gründung der Baienfurter Papierfabrik 1871. Die junge Gemeinde mußte sich zunächst mit einer 1891 errichteten Kapelle begnügen, ehe 1925 mit dem Bau der neuen Pfarrkirche begonnen wurde. Am 6. Juli 1927 fand die Weihe der Kirche statt.

Als Architekten des Neubaus wählte man Otto Linder, geboren 1891 in Weißenstein bei Göppingen, der in

Stuttgart bei Paul Bonatz und Ernst Fiechter studiert hatte und bereits an Sakralbauten in Gosbach bei Göppingen, Schweinhausen bei Biberach, Oberndorf am Neckar und Mühlacker tätig gewesen war, bevor er den Baienfurter Auftrag erhielt. Außerdem hatte er 1924 eine Kapelle für die Stuttgarter Bauausstellung errichtet.

Das äußere Bild der Kirche wird bestimmt durch den großen Baukörper des Gemeinderaums. Ihm ordnen sich der Chor und die anderen Anbauten völlig unter. Lediglich die Eingangshalle im Westen ist in gestalterisch auffälliger

Weise hervorgehoben. Eine siebenstufige Treppe führt zu einer monumentalen, in Parabelform überwölbten Nische. Die den Treppenwangen zugrunde liegende Figur des Dreiecks kehrt über den Portalen und in der Dachgaube wieder und klingt auch in den oberen rautenförmigen Fenstern an. Die vorspringenden glatten Rahmen der Nische und der Fenster kontrastieren zum rauhen Putz der Wand. Fensterlaibungen und -stürze sind in die Länge gezogen und dadurch optisch gesteigert, wie auch die eigenartig funktionslosen vierzehn Konsolen an den Seitenwänden und die Rinnenkessel. Die Wirkung des hohen Traufgesimses wird völlig überspielt durch den weit ausladenden und daher einen starken Schatten werfenden Dachvorsprung. Die Fenster mit ihren schmalen und in der Höhe gestaffelten Bahnen setzen betont vertikale Akzente. Die beschriebenen, in ihrer formalen Wirkung geradezu übersteigerten Einzelformen werden jedoch durch die horizontalen Ritzfugen des Wandputzes wieder in eine ruhige Gesamterscheinung zurückgebunden. Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um die eigenwillige Architektur dieser Kirche zu charakterisieren, an der zunächst nur der erst nach dem Zweiten Weltkrieg fertiggestellte Turm an die traditionelle Kirchenbauweise anknüpft.

Dieses Erlebnis des Unkonventionellen, ja Fremdartigen verstärkt sich um ein Vielfaches beim Betreten des Innenraumes. Auch hier dominiert der Gemeinderaum mit seinem über weit gespannten, abgerundeten Parabelbögen errichteten Gewölbe aus vierzehn gefalteten und mit Stab-

werk besetzten Flächenbahnen. Die Gurtbögen ruhen auf schon vom Außenbau her bekannten gestreckten Konsolen. Ein kräftiges Gesims schließt die Wandzone gegenüber dem Gewölbe ab. Diese Wand ist um die Breite eines Seitenganges von der eigentlichen Außenwand nach innen gerückt und von elliptischen Bögen durchbrochen, so daß auf jeder Seite eine Folge großer Nischen entsteht, in denen die Fenster sitzen. Durch hohe und enge Parabelbögen führen die Seitengänge von Nische zu Nische. Chor und Sanktuarium greifen die Wölbungsform der Langhausnischen auf, wobei das Gewölbe über dem Hochaltar wie ein Baldachin auf Stützen ruht und aus diesen in eigentümlicher Weise stufenförmig entspringt. Chor und Sanktuarium erhalten ihr Licht aus je einem Fenster von Süden, die Lichtquelle des Altarraumes bleibt jedoch für die Gemeinde verdeckt. Auch die Westwand mit der Orgelempore wurde den strengen gestalterischen Anforderungen des Ganzen unterworfen. Neben den schon bekannten Motiven treten hier als neue Formen der große, farbig ornamental verglaste Stern und die zahlreichen gesprengten, giebelförmig aufstehenden Stürze hervor, die als graphische Linien auch in der Anordnung der Orgelpfeifen und in gemalter Form an den Seitenaltären der gegenüberliegenden Wand wiederkehren.

Läßt sich die Beschränkung auf wenige ungewöhnliche und expressive Formen als gestalterisches Prinzip der Architektur erkennen, so gilt sinngemäß das gleiche für die äußerst intensive, ja im ersten Augenblick fast rücksichtslos wirkende Farbigekeit des Innenraumes. Grundton ist ein dunkles

3 DER INNENRAUM. Blick in Gemeinderaum, Sanktuarium und Chor. Rechts ein Seitengang, der von Nische zu Nische führt. Die Lampen in der Mitte wurden inzwischen durch neue ersetzt, die in der Form denen in den Nischen entsprechen.



Blau, das in einer fast stofflich zu nennenden Weise den Raum erfüllt. In den Seitennischen, an der Empore und in den Rahmen der Seitenaltäre wird es zum Grau aufgehellt, im Chor zu einem Blauviolett gedämpft. Der Farbauftrag ist nicht gleichmäßig deckend, sondern bewußt „fleckig“, wobei die „Flecken“ als andersfarbige Winkelformen – zum Beispiel grün im blauen Grundton – strukturiert sind. Zusammen mit der rauhen Putzoberfläche entsteht so eine Wirkung, welche die präzis begrenzende Flächigkeit der Wand auflöst zugunsten einer diffusen Raumschale. Auch die Verglasung der Fenster ist auf diesen farbigen Grundakkord abgestimmt. Hierzu treten als Komplementärfarbe goldgelbe Töne im Fensterstern der Westwand, im Gewölbe, im Gesims und im Altarraum, kulminierend im goldenen Strahlenkranz des Altarkreuzes. Insgesamt entsteht der Eindruck eines sich von der Außenwelt abschließenden, an eine geheimnisvolle, kostbare Höhle erinnernden, bergenden Raumes. Daß eine solche

Deutung dem Raum angemessen ist, mögen auch die an Kristalle erinnernden Formen der Lampen und das unregelmäßig hier und da aufblitzende Gold des Gewölbes unterstreichen, ein Effekt, der dadurch erreicht wurde, daß immer nur eine Seite der spitz zulaufenden Stäbe gefaßt wurde.

Die farbige Fassung des Innenraums führte nach Angaben von Otto Linder der Künstler Alois Schenk aus Schwäbisch Gmünd aus, der auch die figürlichen Fresken und Fensterverglasungen schuf. Auf das Bildprogramm soll hier nur insofern eingegangen werden, als die Ausmalung des Altarraumes auf Maria als Titelheilige der Kirche bezogen ist. Dargestellt ist eine Art Bildsynthese aus Mariä Himmelfahrt und Krönung. Möglicherweise ist auch die blaue Farbigekeit des Innenraums als mariologisch aufzufassen.

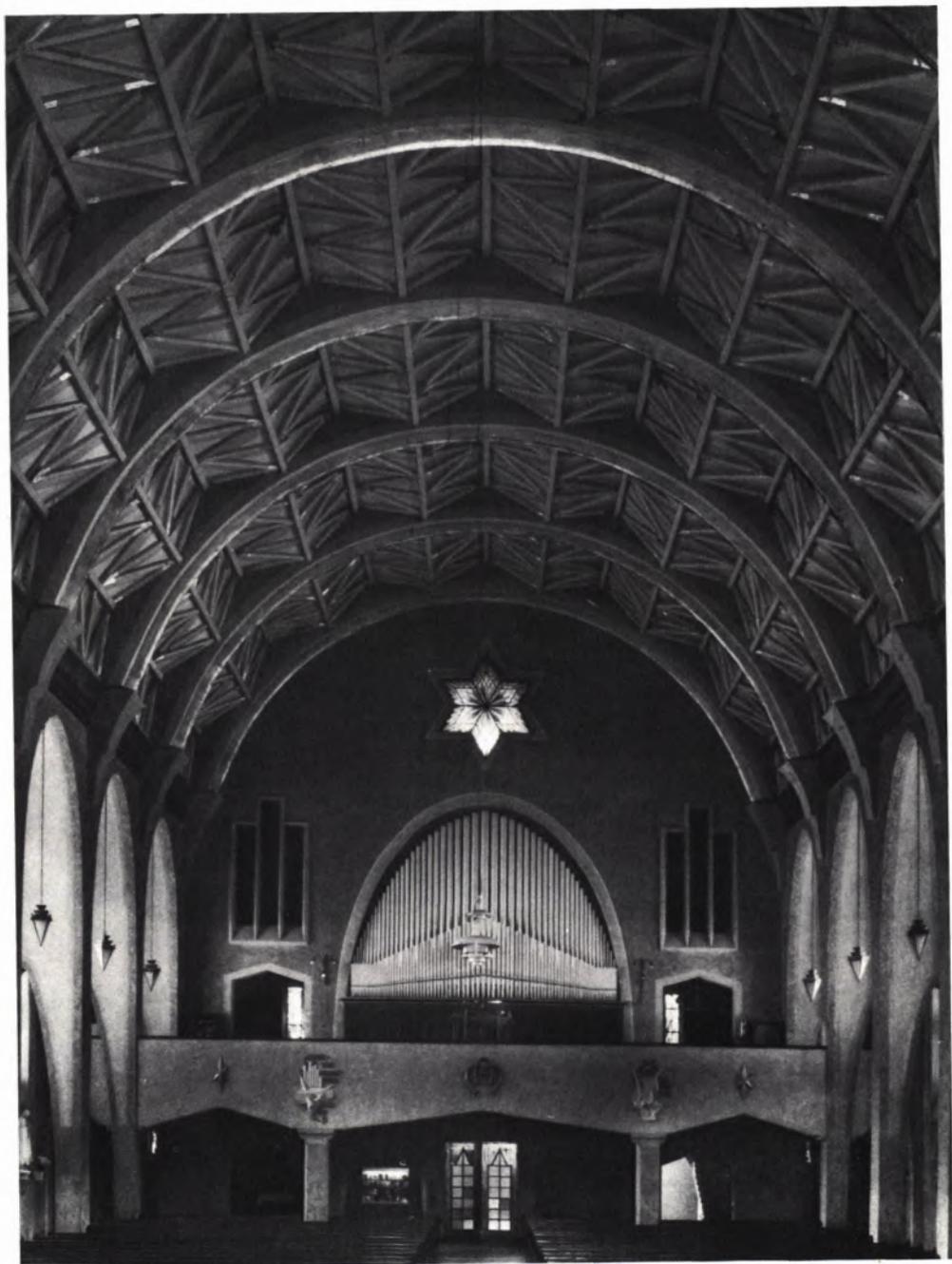
Bauformen und Farbwahl weisen die Baienfurter Kirche als typisches Werk des Expressionismus aus. Die neuen Bogen- und Wölbungsformen waren nur möglich aufgrund einer



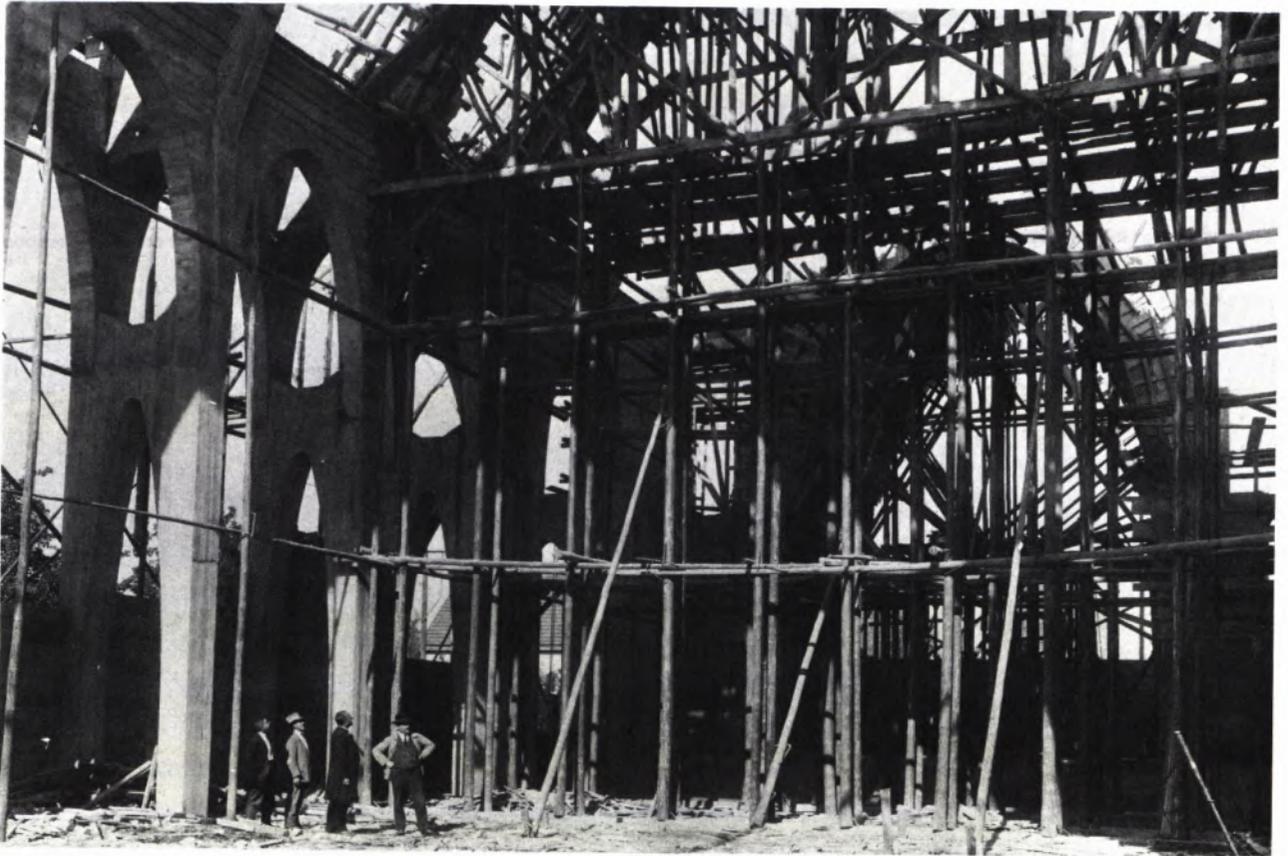
4 EIN SEITENGANG mit hohen, engen Parabelbögen. Links schließt die Außenwand der Kirche mit den Fenstern an. Nach rechts führen große, elliptische Bögen in den Gemeinderaum.

neuen Bautechnik, des Stahlbetonbaus, dem der Architekt Dominikus Böhm bei der Kirche St. Johannes Baptist in Neu-Ulm (1921 bis 1926) zum Durchbruch verholfen hatte. Herrscht dort noch der Spitzbogen vor, so zeigt sich nur wenig später eine allgemeine Vorliebe für Parabeln und der Parabel angenäherte Bögen. Beispiele hierfür sind die von dem aus Stuttgart stammenden Architekten Alfred Fischer erbaute Kirche in Ickern/Westfalen (jetzt Castrop-Rauxel, 1922 bis 1925), Dominikus Böhm's Christkönigskirche in Mainz-Bischofsheim (1926) und Hubert Pinands Pallotinerkirche in Limburg an der Lahn (1927). Linder selbst hat diese Bogenform zuerst 1924 beim Bau der Herz-Jesu-Kirche in Mühlacker verwendet. Sein Baienfurter Bau läßt zwar die architektonische Konsequenz in der Anwendung der neuen Bogenformen, wie sie die zitierten Vergleichsbauten zeigen, vermissen; andererseits aber hat Linder es verstanden, in der Anwendung dekorativer und malerischer Gestaltungsmittel ein Gesamtkunstwerk zu erreichen, wie

es gerade in der vom Barock geprägten oberschwäbischen Kunstlandschaft seine alte Heimat hat. Kunstgeschichtlich gesehen lassen sich bei näherer Betrachtung doch einige Anknüpfungspunkte an historische Architekturvorbilder aufzeigen. Gotisierend wirken die gestaffelten Fenster mit ihren schmalen Bahnen, das Gewölbe mit seiner an spätgotische Netzgewölbe erinnernden Gliederung, ja selbst der Grundriß, der in der schwäbischen Spätgotik in ähnlicher Weise als Saal mit eingestellten Strebepfeilern (Einsatzkapellen) anzutreffen ist. Eine zweite Inspirationsquelle, vorerst noch weniger exakt zu bestimmen, liegt im Orient: in den tonnengewölbten Iwans der sassanidischen Baukunst und in islamischen Vorbildern, welche die Bogenform über dem Hochaltar angeregt haben mögen. Diese beiden Bezugspunkte – Gotik und Orient – sind nicht zufällig, sondern gelten für viele geistige Vorstellungen in der Kunst des Expressionismus. Beide stellten für viele expressionistische Künstler Ideale einer geistig-eksta-



5 DER GEMEINDE-
RAUM mit seinem über
Parabelbögen errichteten
Gewölbe aus gefalteten
und mit Stabwerk besetz-
ten Flächenbahnen. Blick
auf die Orgelempore.



6 DIE BAIENFURTER MARIENKIRCHE IM BAU. Die damals neue Technik des Stahlbetonbaues ermöglichte die für den Expressionismus typischen Bogen- und Wölbungsformen.

tischen Überhöhung des menschlichen Lebens dar, wie sie auch für die Gegenwart mit aller Kraft von ihnen angestrebt wurden.

Es kann nur mit Verwunderung festgestellt werden, daß die Baienfurter Kirche die Zeit der großen Purifizierungen und Aufhellungen in den fünfziger und sechziger Jahren mit allen ihren Einzelheiten unbeschadet überstanden hat. Als schließlich 1975 eine Instandsetzung nicht länger aufgeschoben werden konnte, war der Kirchengemeinde durch mehrfache Äußerungen des Kunstvereins der Diözese Rottenburg und des Landesdenkmalamtes bekannt, daß dieses Bauwerk heute als eines der wenigen erhaltenen Hauptwerke des expressionistischen Sakralbaues in Deutschland zu gelten hat. Der Kirchengemeinderat informierte sich über inzwischen erfolgte Instandsetzungen anderer Kirchen Otto Linders und fühlte sich durch die dabei gewonnenen abschreckenden Erfahrungen nun selbst zu einer konsequent bewahrenden Haltung verpflichtet. Aus dieser hoch anzuerkennenden Einstellung heraus wurden dann die einzelnen Maßnahmen in die Wege geleitet. Der bis dahin ungestrichene und inzwischen verschmutzte Außenputz erhielt aus konservatorischen Gründen und weil alle Versuche einer Reinigung fehlschlügen, einen Anstrich im Naturton. Alle Kunststeinteile wurden wieder im ursprünglichen, an Travertin erinnernden ockergelben Farbton gefaßt. Die Rinnenkessel wurden originalgetreu erneuert, Eingangstreppe und Portal sollen noch folgen. Innen ging es vor allem darum, die Beleuchtung zu verbessern. Dies wurde durch neue Lampen erreicht, die genau in der von Linder gewählten Form angefertigt wurden. Da die Farbfassung des Raumes im unteren Bereich verschmutzt und abgerieben war, beauftragte man einen Restaurator mit der

befundgetreuen Erneuerung. Selbst bei der Instandsetzung älterer Bauten, deren Denkmalcharakter seit Jahrzehnten feststeht, erlebt der Denkmalpfeleger selten ein so hohes Maß an vorbildlicher Originaltreue, wie sie in Baienfurt praktiziert wurde. Sie galt einem Bauwerk, das in den fünfzig Jahren seit seiner Weihe nicht nur seine Funktionstüchtigkeit bewiesen, sondern mehr noch mit seiner zwingenden künstlerischen Kraft seinen Platz in der Gemeinde behauptet hat.

Literatur:

- Anton Nägele, Die neue Kirche in Baienfurt bei Weingarten. In: Archiv für christliche Kunst 44, 1929, S. 82 ff.
 Heinrich Getzeny, Die moderne religiöse Kunst in Württemberg. In: Die christliche Kunst 25, 1929, S. 129 ff.
 Eugen Ehmann, A. Otto Linder, Neue Kirchenbauten. Architektur der Gegenwart Band 1 (Hannover/Stuttgart 1926)
 Walter Müller-Wulckow, Architektur der Zwanziger Jahre in Deutschland (Königstein im Taunus, Neu-Ausgabe 1975 der Blauen Bücher 1925–1932)
 Wolfgang Pehnt, Die Architektur des Expressionismus (Stuttgart 1973)
 Gottlieb Merkle, Kirchenbau im Wandel (Ruit bei Stuttgart 1973)
 Hugo Schnell, Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland (München/Zürich 1973)

Dr. Hubert Krins
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Schönbuchstraße 50
 7400 Tübingen 1-Bebenhausen

Peter Schubart: Ein altes Bauernhaus wird Treffpunkt der Oftersheimer Einwohner

Aus der Gemeinde Oftersheim im Rhein-Neckar-Kreis ist Erfreuliches zu berichten. Hier wird dieser Tage ein Gemeindezentrum eingeweiht, das in einem alten, zu einem Schmuckstück hergerichteten Vierseit-Bauernhof Platz fand. Anfänglichen Widerständen zum Trotz war es 1972 der Gemeinde gelungen, den auf der Abbruchliste stehenden Bauernhof in der Mannheimer Straße 59 zu erwerben, um dieses Stück Oftersheimer Vergangenheit in eine lebendige Gegenwart hinüberzuretten.

Baulich Bedeutendes gibt es in dem ehemaligen Bauerndorf bei Mannheim nur wenig, das den Nachkommen sozusagen im Vorbeigehen etwas von der Geschichte des Ortes und seinen Bewohnern erzählen könnte. Da war die Rettung dieser stattlichen Hofanlage und ihre Umwandlung zu einem Mittelpunkt des Gemeindelebens eine mit Überzeu-

gung ergriffene Gelegenheit. Zwischen Gemeinde und Landesdenkmalamt, das die Renovierungsarbeiten auch finanziell fördern konnte, kam es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit bei den oft nicht leichten Entscheidungen: Der Wechsel in der Nutzung erforderte viele Überlegungen, da das alte Bild möglichst wenig verändert werden sollte.

Der Bauernhof hat mit seinen etwas über hundert Jahren noch kein hohes Alter erreicht, ist jedoch eines der reichsten bäuerlichen Anwesen von Oftersheim, in dem Bürgermeister Ludwig Koppert als Enkel des Erbauers Ende des 19. Jahrhunderts lebte und wirkte. Als Hofanlage nach fränkischem Muster ist das Anwesen auch baugeschichtlich interessant. Nahe dem Ortszentrum gelegen, fügt es sich in die geschlossene, schon fast städtische Bebauung der Mann-

1 DER GEPFLASTERTE INNENHOF des Oftersheimer Gemeindezentrums. Blick von Südwesten auf das ehemalige Wohngebäude mit dem Haupteingang, der beim Umbau neu überdacht wurde. Neu ist auch der Brunnen anstelle des Misthaufens.





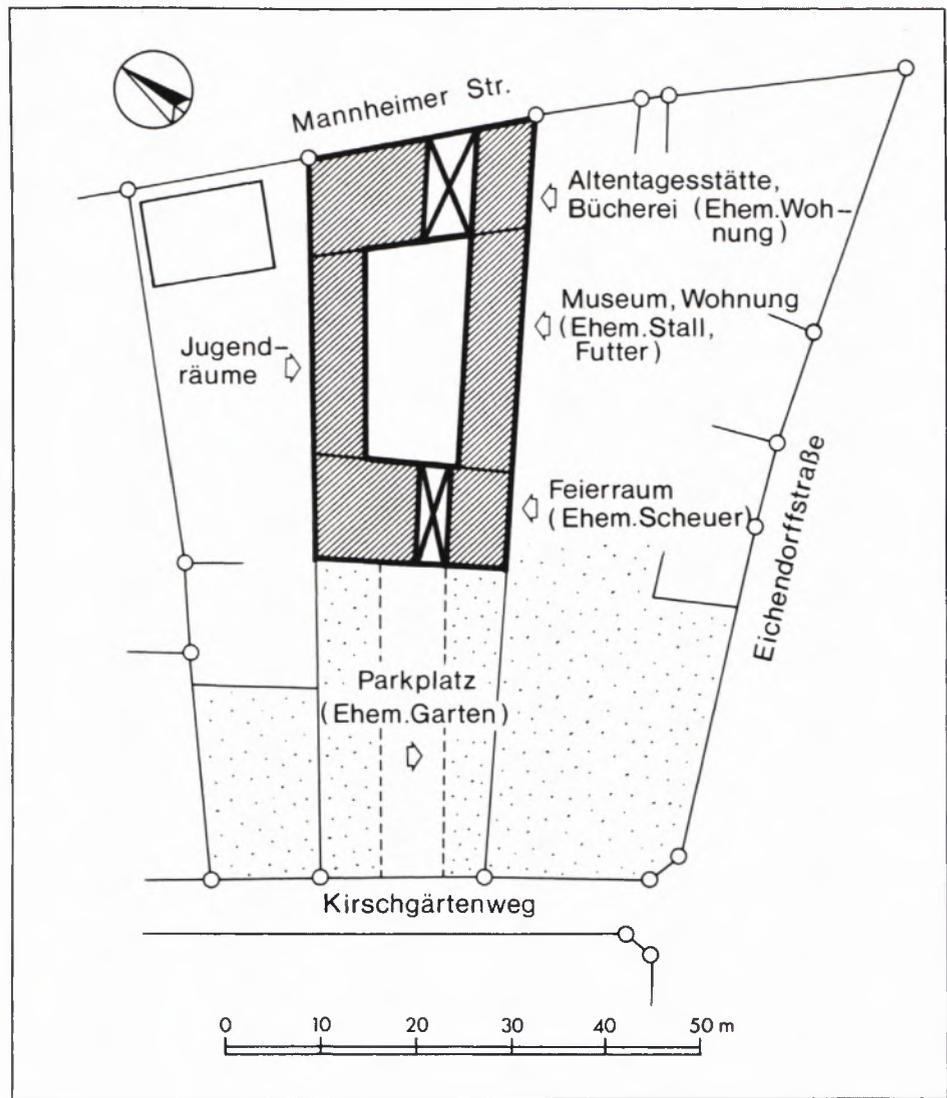
2
3



◀ 2 DIE STRASSENANSICHT des zum Gemeindezentrum umgebauten ehemaligen Bauernhofes in Oftersheim.

◀ 3 IN DEN STALLUNGEN, deren Gewölbefelder in Backstein gemauert sind, ist jetzt Museumsgut ausgestellt.

4 GRUNDRISSPLAN des Vierseithofes in Oftersheim, Mannheimer Straße 59.



4

heimer Straße ein. Um einen mit Sandsteinen gepflasterten geräumigen Innenhof gruppierten sich an den vier Seiten die Wohn- und Wirtschaftsgebäude: entlang der Mannheimer Straße das Wohnhaus mit Hauptgeschoß und Dachgeschoß, mit Haupteingang, Toreinfahrt und tonnengewölbtem Keller; östlich lagen die Stallungen mit den sorgfältig in Backsteinen gemauerten Gewölbefeldern im Erdgeschoß und einem Futterboden im Obergeschoß, westlich ein Gebäude mit Schweineställen, Vorrats- und Wohnräumen, südlich die Scheune und das anschließende Gartengelände.

Die vorgesehene neue Nutzung bedingte Umbauten, die das örtliche Bauamt mit viel Umsicht plante und leitete. Hinzugefügt wurden ein großer Brunnen im Innenhof anstelle des Misthaufens und eine neue Eingangsüberdachung im Hof am Hauptgebäude. Statt des Holztores wurde ein Eisengittertor eingebaut, das von der Straße aus Einblick in den Hof mit seinen Sitzbänken, dem Brunnen und den Rosenstöcken gestattet.

Die alten Räume wurden der neuen Nutzung angepaßt. Im Erdgeschoß des Wohnhauses liegt die Altentagesstätte mit Blick auf Straße und Hof, im gewölbten Keller des Wohnhauses kann fröhlich gezecht werden, und im Obergeschoß ist die Bücherei mit ihrer behaglichen Leseecke untergebracht. Auf dem gleichen Geschoß des Westflügels und im Erdgeschoß darunter ist Platz für die Jugend mit ihren

Vereinen. Gegenüber in den ehemaligen Ställen liegt Museumsgut aus Landwirtschaft, Vorgeschichte und Ortsgeschichte. Über dem Museum befindet sich die Wohnung des Hausmeisters. Die geräumige Scheune im Süden mit ihrer Holzkonstruktion wurde zu einem einfachen Feierraum für Sommerfeste und Vorträge umgestaltet. Fast alle Räume sind zum Innenhof orientiert, der die verbindende Mitte bildet. Der rückwärtige, zur Nebenstraße gelegene Garten mußte Parkplätze aufnehmen. Aber auch diese sind eingebettet in Grün und mit Sandsteinen gepflastert.

Das Bauernhaus in Oftersheim, der neue Treffpunkt für Jugend und Alter, mit seinen ockergelben Fassaden, dem dunklen Braun des Holzwerks und dem Rot des Ziegeldaches verdient Anerkennung. Möge sich auch der Skeptiker von diesem positiven Beispiel überzeugen lassen, wenn er meint, alte, nicht mehr brauchbare Bauernhäuser gehörten abgerissen. Wie man sieht, ist mit Phantasie und Energie viel zu erreichen und manches Gebäude für ein altes Ortsbild zu retten – die Oftersheimer haben das an einem zwar einfachen, doch schönen Baudenkmal bewiesen.

Dipl.-Ing. Peter Schubart
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1

Wolf Deiseroth: Die ehemalige Villa Julius in Heidelberg – ein Baudenkmal vom Abbruch bedroht

Eines der dringendsten Probleme der modernen Denkmalpflege ist die Erhaltung bzw. die Begründung der Schutzwürdigkeit von baulichen Anlagen unserer jüngeren Vergangenheit. Gemeint ist im wesentlichen jene Zeitspanne zwischen 1870 und 1930, die kunstgeschichtlich vor allem durch Historismus, Jugendstil und Neue Sachlichkeit geprägt wird, Stilphasen also, die einen Großteil unseres architektonischen und künstlerischen Erbes bestimmen.

Trotz verstärkter Öffentlichkeitsarbeit, sowohl von seiten der Denkmalpflege als auch von Hochschulinstituten, Fachgremien und zahlreichen Bürgerinitiativen, ist die allgemeine Anerkennung und Wertschätzung dieser für die europäische Stadtbildentwicklung so wichtigen Zeitschnitte noch immer weitgehend Wunschdenken.

Die meisten Städte sträuben sich auch heute noch, ihre Vorstellung von der Denkmalwürdigkeit von Gebäuden über das Ende des Klassizismus, d. h. die Mitte des 19. Jahrhunderts, wesentlich hinauszuziehen. Vereinzelt werden zwar auch Hauptwerke der Gründerzeit und des Jugendstils, ja sogar solche des Bauhauses als Kulturdenkmale akzeptiert. Doch fehlt für die Großzahl der übrigen, häufig so programmatischen Architekturleistungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts vielfach noch das eingehende Verständnis bzw. Wertverhältnis und daher auch die Bereitschaft, diese in die Aufgabenstellungen moderner Stadtplanung und Stadtsanierung mit einzubeziehen.

Heidelberg besitzt in seinen Vorstädten (Weststadt, Neuenheim, Handschuhsheim u. a.) zweifellos eines der reich-

1 VILLA JULIUS. Hauptansicht von Nordosten in Richtung Goethestraße, deren historistische Wohnbebauung sich mit dem Villenkomplex zum Ensemble vereint.



haltigsten Angebote an historistischen und nachgründerzeitlichen Einzelbauten und Gebäudeensembles im Lande; die meisten von ihnen sind von hervorragender Qualität und Einheitlichkeit und ohne Abstriche mit ähnlich strukturierten historischen Erweiterungsbereichen anderer süd- oder westdeutscher Großstädte zu vergleichen.

Der noch relativ große Bestand an Bauten des 19./20. Jahrhunderts verleitet aber Stadtverwaltungen und Baubehörden offenbar noch immer zu der Annahme, man habe es hier doch nur mit Qualitäten aus zweiter Hand, mit Serienbaukunst zu tun, mit der man demnach auch großzügiger verfahren könne, zumal man ja mit der Erhaltung der historischen Stadtkerne selbst, also mit den inzwischen „anerkannten“ Denkmalbereichen, schon zur Genüge belastet sei.

Haben es in Heidelberg schon Bauwerke des Historismus und des Jugendstils schwer, als Kulturdenkmale auch behördliche Anerkennung zu finden, wie es die Stadt unlängst am Beispiel des Amerikahauses (ehemalige Villa Friedreich, 1878/80) demonstrierte, so scheint die Erhaltung der ehemaligen Villa Julius in der Weststadt, einer typischen Gartenvilla der frühen zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, noch geringere Chancen zu haben.

Der jetzige Eigentümer, die Jüdische Kultusgemeinde von Nordbaden, verfolgt den Abbruch des Gebäudekomplexes und eine Neubebauung des Grundstückes, beides mit Zustimmung der Stadt. Die Folgen sind evident: Seit der Räumung der Villa (Anfang 1976) sind keine bauunterhal-

tenden Maßnahmen mehr getroffen worden. Anzeichen der Verwahrlosung werden zunehmend sichtbar.

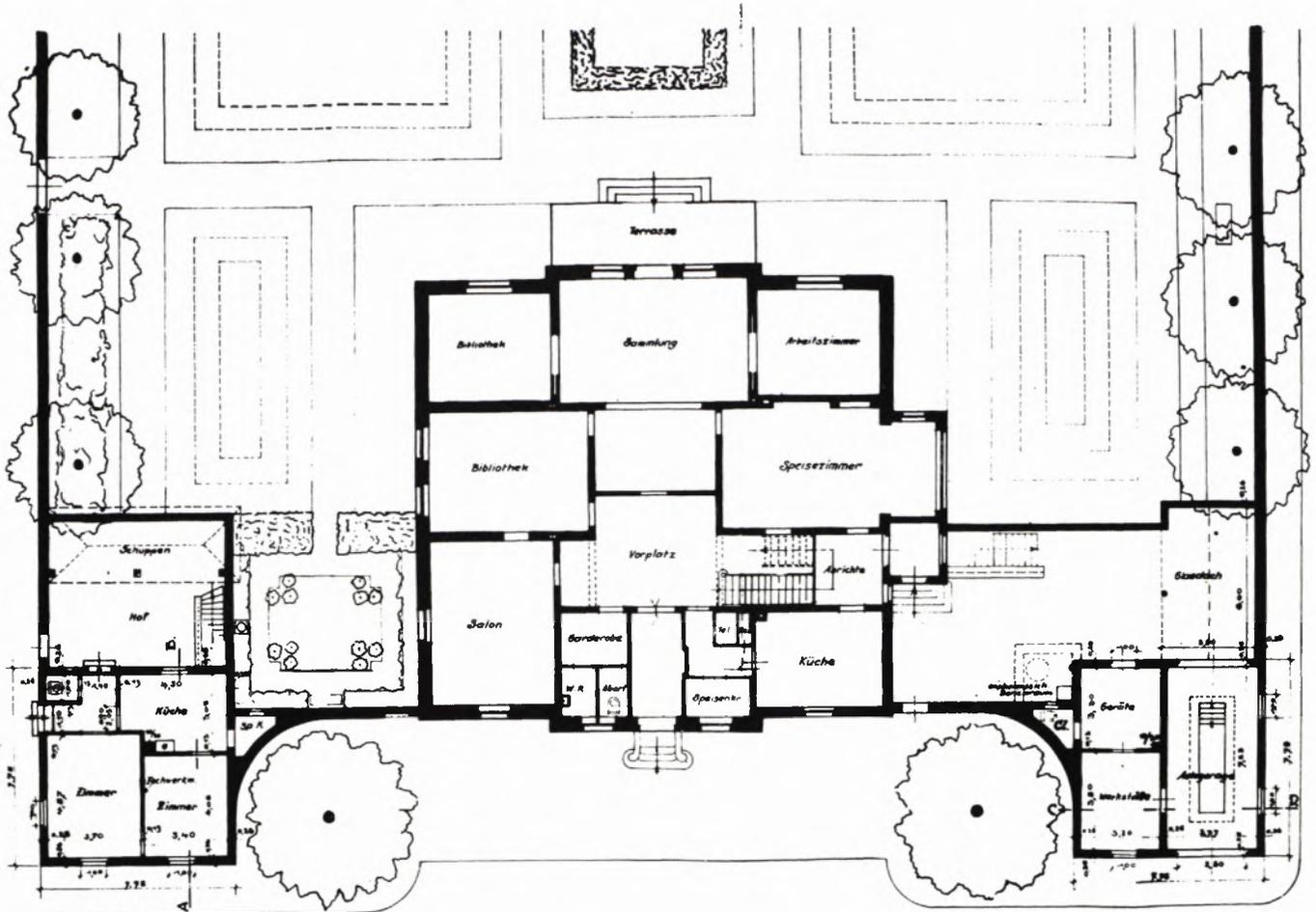
Das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, hat demgegenüber deutlich unterstrichen, daß die Villa Julius – unabhängig vom derzeitigen Zustand – ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes ist. Ihre Beseitigung würde einen unersetzlichen Verlust für die Stadtbild- und Wohnqualität der Heidelberger Weststadt darstellen. Gegen einen Abbruch sprechen stichhaltige wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Gründe, die vom Landesdenkmalamt bereits mehrfach dargelegt wurden. Auch wird die Notwendigkeit eines Abbruchs durch die Tatsache relativiert, daß der insgesamt noch gute bauliche Gesamtzustand der Villenanlage sehr wohl auch eine Neunutzung für die Zwecke der Jüdischen Kultusgemeinde (etwa durch Um- bzw. Neugestaltung der Innenräume) zuläßt. Überdies steht auch die Frage eines Grundstückstausches noch zur Diskussion.

In der Villa Julius hat sich zweifellos ein besonders charakteristisches, in dieser Ausprägung seltenes Beispiel einer Heidelberger Vorstadt-Villa aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg erhalten.

Die Villa wurde 1922 im Auftrag der Badischen Anilin- und Sodafabrik (BASF) für ihren Direktor Dr. Paul Julius gebaut. Die Pläne fertigte Adolf Herberger, ein gebürtiger Pfälzer und von 1911 bis 1932 leitender Architekt der BASF, darüber hinaus ein mit der deutschen und auch europäischen Architektur seiner Zeit bestens vertrauter Mann.

2 DAS WOHNGEBÄUDE von Nordwesten. Betonung durch einen Mittelrisalit mit Stirngiebel sowie durch Vortreppe, Portal und schmiedeeiserne Fensterkörbe.





3 VILLA JULIUS IN HEIDELBERG. Entwurf von Adolf Herberger, 1922. Grundriß des Wohnhauses, der Nebengebäude und des nördlichen Gartenteiles. Klare axiale Gliederung der Baukörper und ihrer Innenräume. Der Garten ist deutlich Bestandteil der Gesamtanlage.

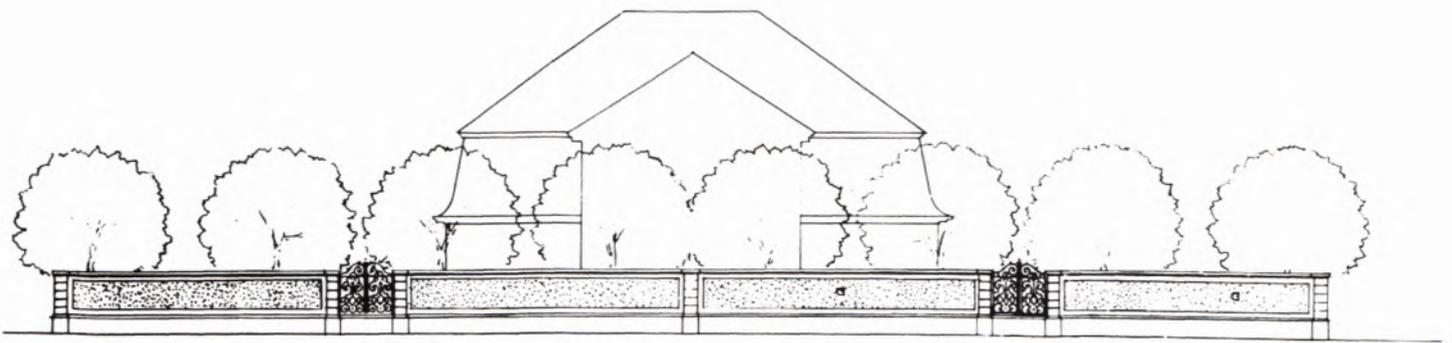


4 HAUPTANSICHT der Gesamtanlage von Norden (Wohnhaus, Autogarage, Chauffeurwohnung und nördliche Gartenmauer). Die Villa repräsentiert den Typus des nobel zurückhaltenden Landhauses in ausgewogener Proportionierung.

Für die BASF baute er wenig später noch eine zweite Repräsentationsvilla in Heidelberg, die ehemalige Villa Bosch am Schloß-Wolfsbrunnenweg (heute Süddeutscher Rundfunk).

Die Villa Julius nimmt eine der markantesten Stellen in der Weststadt Heidelbergs ein. Sie besteht aus einem Wohngebäude, zwei flankierenden Nebengebäuden und einer nach Süden orientierten, geschlossenen Gartenanlage. Sie bildet den nördlichen Schwerpunkt des nahezu quadratischen Grundstücks zwischen Häuserstraße, Blumenstraße und Goethestraße. Wohnhaus und Nebengebäude (ursprünglich Chauffeurwohnung und Autogarage) sowie die gesamte Garteneinfassung sind in einfachen, wohlproportionierten Barockformen gehalten (Abbildungen 1 bis 8).

Das Hauptgebäude ist ein kubischer, eingeschossiger Massivbau mit mächtigem Mansarddach; Nord- und Südseite werden von zweigeschossigen, dreiachsigen Mittelrisaliten mit stumpfwinkligem Stirngiebel betont. Der Eingang sitzt in der Nordfront als Segmentbogenportal mit Vortreppe. Die Gartenfront zeigt im Mittelteil einen Terrassenvorbau mit Freitreppe und darüber einen Steinbalkon mit reicher schmiedeeiserner Gitterbrüstung. Die Westseite ziert ein flacher Anbau mit abschließender Gitterbrüstung. Die Steilzone des Daches wird durch Mansardfenster rhythmisiert. Alle Gliederungsteile wie Haussockel, Ecklisenen, Portal- und Fenstergewände, Trauf- und Giebelgesimse bestehen aus rötlichem Sandstein, der sich gegen die Rauputzflächen absetzt. Ein besonderer Dekor sind die großen



5 SÜDLICHE GARTENEINFASSUNG. Die Gartenmauer ist hier wie an den übrigen Seiten gleichmäßig durchgliedert und mit Wohnhaus und Nebengebäuden zu einer Einheit verschmolzen.



6 GARTENANSICHT. Auch hier wie bei der Hauptansicht die Betonung der Mitte durch einen Risalit mit Stirngiebel, dazu Terrasse, Balkon und Seitenanbau mit reichen schmiedeeisernen Brüstungsgittern.



7 WESTSEITE des Wohngebäudes zur Goethestraße. Ausgewogenheit auch in der Gliederung der Seiten. Über-

zeugend ist vor allem die Dachgestaltung in Verbindung von Mansarddach und Risaliten.

schmiedeeisernen Fensterkörbe an der Eingangsseite des Erdgeschosses. Die beiden seitlichen Nebengebäude sind als gleich große, eingeschossige Walmdachpavillons ausgebildet und durch gerundete, einen flachen Vorhof umschreibende Schenkelmauern mit dem Wohnhaus verbunden. Sie markieren gleichzeitig die Nordecken des Gebäudekomplexes, an die sich die Gartenumfriedung des südlichen Grundstücksteils anschließt. Der Garten wird im Osten, Süden und Westen von einer rechtwinklig geführten, durch Sandsteinpfeiler und Putzflächen regelmäßig gegliederten Massivmauer umgrenzt. Die Ostseite (zur Häuserstraße) wird von einem Tor mit reichem schmiedeeisernen Gitter durchbrochen; die Südseite (zur Blumenstraße) zeigt entsprechend dazu zwei symmetrisch angeordnete, hüft-

hoch sitzende Durchblicke mit gleichartiger Vergitterung. Der Garten selbst ist auch heute noch, trotz seiner Verwahrlosung, als ein wesentlicher Bestandteil der Villenanlage erkennbar.

Die Villa Julius repräsentiert den Typus des nobel zurückhaltenden Landhauses, dessen Qualitäten sich weniger im anspruchsvollen Detail als vielmehr in der Ausgewogenheit des Gesamtkonzeptes, in der sensiblen Proportionierung der Bauteile, in der Axialität und Differenziertheit der Fassaden- und Dachgestaltung sowie in der Homogenität von Wohnhaus, Flügelbauten und Garteneinfassung zeigen.

In seiner noch ganz vom Historismus bestimmten baulichen Umgebung dokumentiert dieser Villenbau jedoch bereits



8 VILLA JULIUS IN HEIDELBERG. Ansicht von Nordwesten auf das Wohngebäude mit seinem ausgreifenden Mansarddach sowie die Nebengebäude und den Garten. Im Hintergrund Villen und großbürgerliche Zeilenhäuser der Jahrhundertwende an Häuser- und Blumenstraße.

ein deutlich gewandeltes Gestaltungsprinzip: Es äußert sich einerseits in der auffallenden Versachlichung, ja Disziplinierung der historischen Stilelemente, andererseits in der klaren baulichen Einbeziehung und gleichzeitigen Betonung des Gartens. Beides sind Merkmale einer für die Baukunst der frühen zwanziger Jahre charakteristischen neuen Anschauung: Die zurückhaltende, gleichsam abstrahierende Verwendung des klassischen Stilvokabulars zeigt hier schon deutlich Tendenzen zur „Neuen Sachlichkeit“. Die konsequente Verbindung von Wohnbau und Garten hingegen, schon um die Jahrhundertwende durch die „Heimatländbewegung“ Paul Schultze-Naumburgs vorbereitet, wird hier zum baukünstlerischen und städtebaulichen Anliegen (das sich nur wenig später in der „Gartenstadtbewegung“ allgemein Bahn bricht).

Der „sachliche“ Neubarock der Villa Julius entspricht zweifellos dem herrschenden Zeitstil der zwanziger Jahre. In Heidelberg sind es besonders die Bauten von Franz Kuhn, die dieser Richtung Ausdruck verleihen: so etwa die Rathausenerweiterung, die „Deutsche Bank“ an der Friedrich-Ebert-Anlage, die ehemalige Feuerwache an der Oberen Neckarstraße sowie eine Anzahl von Wohnhäusern in den West- und Nordvorstädten Heidelbergs.

Gegenüber den Bauten Kuhns beweist die Villa Julius jedoch eine sehr ausgeprägte gestalterische Eigenständig-

keit. In der Geschlossenheit des Gesamtentwurfs und der lapidaren Sicherheit der Ausführung werden die Qualitäten des Architekten deutlich; seine Leistung geht über die bloße Stilverarbeitung im Sinne des Traditionalismus oder Eklektizismus deutlich hinaus.

Unter den bislang bekannten Bauten Herbergers nimmt die Villa Julius zweifellos den vordersten Rang ein.

Im Gegensatz zur Beurteilung des Landesdenkmalamtes hält die Stadt Heidelberg den Denkmalwert des Gebäudekomplexes für sehr gering und bestreitet daher auch ein öffentliches Interesse an seiner Erhaltung. Andererseits sieht sie sich außerstande, die von seiten der Denkmalpflege definierte Begründung der Erhaltungswürdigkeit der Villa im Sinne des Denkmalschutzgesetzes zu widerlegen. Es ist von der Stadt Heidelberg aber auch nicht ausgeschlossen worden, daß denkmalschutzrechtlich bedeutsame „künstlerische“ Gründe für die Erhaltung des Gebäudes vorliegen – und daß in diesem Falle auch ein öffentliches Interesse an der Erhaltung zu bejahen sei!

*Dr. Wolf Deiseroth
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1*

Robert Koch: Zwei Fragmente eines Hedwigsbeckers von der Burg Weibertreu bei Weinsberg

Im Zuge einer umfangreichen Restaurierung der Baureste auf der Burg Weibertreu, welche die Stadt Weinsberg und der Justinus-Kerner-Verein in den fünfziger Jahren gemeinsam mit dem damaligen Staatlichen Amt für Denkmalpflege durchführen ließen, wurden in den Jahren 1959 bis 1961 größere Ausgrabungen durch Dr. A. Paulus vorgenommen. Das umfängliche, damals geborgene Fundmaterial war seither nur notdürftig auf der Burg magaziniert, hat aber keine größeren Schäden erlitten. Im vergangenen Jahr ergab sich durch die Unterstützung der Stadt Weinsberg und des Arbeitsamts Heilbronn eine Möglichkeit, im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eine Bearbeitung der Funde in Angriff zu nehmen. Das Ziel war zunächst – auch im Hinblick auf das Staufer-Jahr –, eine Übersicht über den Keramikbestand und die sonstigen Kleinfunde zu gewinnen. Wegen ihrer Bedeutung ist mittlerweile eine Veröffentlichung der Funde ins Auge gefaßt.

Als zu Beginn des Vorhabens die in der Thouret-Kapelle auf der Burg gelagerten Funde zum Arbeitsplatz in einer Baracke des ehemaligen Lagers Weinsberg transportiert wurden, war es nur ab und zu möglich, stichprobenartig in die eine oder andere Fundschachtel hineinzuschauen. In einer kleinen Käseschachtel fiel dabei unter den Bruchstücken von grünen Waldgläsern ein außergewöhnlich heller Glasscherben mit Resten von Schlifffdekor auf (Abbildung 1). Noch am selben Abend konnte anhand einiger gängiger Bücher über Glasgeschichte einwandfrei geklärt werden, daß es sich um ein Bruchstück der seltenen Hedwigsgläser des hohen Mittelalters handelte. Zwar erschien dies zunächst wenig wahrscheinlich; aber im hohen und späten Mittelalter gab es nur diese eine überaus seltene Gruppe geschliffener Gläser, und bis in das 17. Jahrhundert waren Trinkgläser mit Schlifffdekor in Süddeutschland sonst ungebrauchlich. Zu aller Überraschung kam später noch ein zweites Fragment in einem anderen Fundposten zum Vorschein (Abbildung 4). Dann dauerte es aber einige Monate, bis an den kleinen Resten der ursprüngliche Dekor enträtelt werden konnte.

Auf dem ersten Scherben (Abbildung 1) wird die Verzierung beherrscht von einer großen spiralförmigen Fläche mit einer spitzovalen Knubbe in der Mitte. Außerdem sind Strichbündel aus schmalen Rillen vorhanden sowie an einem Bruchrand eine Gruppe aus dachförmig gegeneinander gestellten Linien. Die restlichen Teile der Außenseite sind bedeckt mit Facetten und feinen Schlifffspuren, die in verschiedene Richtungen laufen.

Die Glasmasse ist hell und fast vollständig entfärbt; sie zeigt im Durchlicht nur eine schwache gelbliche Tönung, in der Bruchkante betrachtet jedoch eine zarte, honiggelbe Farbe. Im Glas sind nur wenige, meist sehr kleine Luftblasen vorhanden. Die Glasmasse ist technisch so gut, daß der Direk-

tor einer Glashütte bei der Betrachtung des Scherbens gestand, auch heute mache es noch alle Mühe, ein technisch so gutes Glas zu schmelzen.

Die Oberfläche des Glasscherbens ist innen wie außen kaum korrodiert. Nur an einzelnen Stellen ist eine dünne Iris-Schicht vorhanden. Iris-Flecken sind ferner auf der einen schmalen Bruchfläche zu erkennen. Die übrigen drei Brüche sind allem Anschein nach neu und vermutlich – leider – erst bei der Ausgrabung entstanden.

Auffallend ist an dem Glasscherben vor allem auch die Dicke; an der stärksten Stelle mißt er 6 mm, an der dünnsten 3,5 mm. Nach der Krümmung der Innenseite läßt sich eine lichte Weite von ca. 10 cm ermitteln.

Auf dem zweiten Bruchstück (Abbildung 4) sind ebenfalls noch ein paar charakteristische Partien des Ornamentes erhalten; an der einen Ecke ist es ein Dreieck aus sparrartig gegeneinander gestellten Linien, daneben ein kleineres Dreieck, das mit drei Linien gefüllt ist. Von diesen gehen zwei 4 mm breite Leisten aus, die annähernd parallel zueinander verlaufen. Auch dieser zweite Scherben besteht aus einer völlig entfärbten, klaren Glasmasse, die nur wenige feine Luftblasen enthält. Er zeigt aber ringsum, auch an allen Bruchkanten, die Spuren einer starken Oberflächenkorrosion.

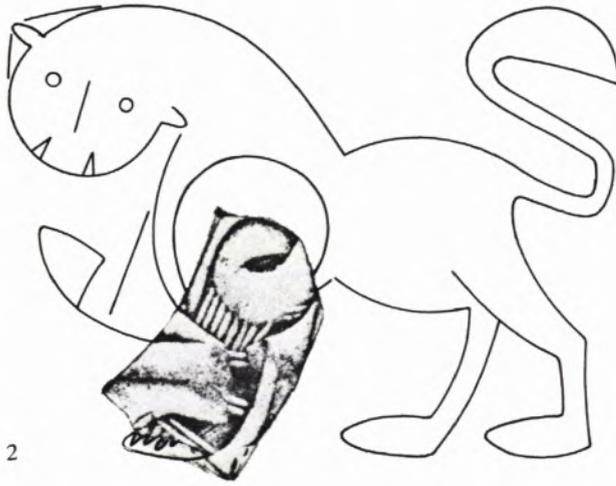
Eine Rekonstruktion des ursprünglichen Musters erschien anfangs kaum möglich; allenfalls schien ein geometrischer Dekor wie auf dem Becher in den Kunstsammlungen der Veste Coburg, den einst die heilige Elisabeth besaß, denkbar. Als aber der im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrte Hedwigsgläser im Original und gute Fotos von anderen Hedwigsgläsern zugänglich waren, löste sich das Rätsel. Die Spiralfäche auf dem ersten Scherben erwies sich als Teil einer Löwendarstellung (Abbildung 2); sie markierte die Stelle des Oberschenkels, von dem der linke Vorderfuß eines nach links schreitenden Löwen ausgeht. Sogar der sehr scharfe, obere Grat über der Tatze des linken Fußes findet mit Hilfe des Nürnberger Glases (Abbildung 9) seine Erklärung: Es ist der Ansatz zu dem erhobenen rechten Vorderfuß des Löwen.

Zur Identifizierung des Motivs auf dem zweiten Scherben (Abbildung 5) verhalfen Fotos des Hedwigsglases im Rijksmuseum Amsterdam (Abbildung 7). Dort sind die Schwanzfedern des Adlers ebenfalls zu einem Dreieck aus Linien zusammengefaßt. Auch die Krallen bilden je ein Dreieck, das an die leistenartigen Füße angesetzt ist. Zwischen ihnen verläuft ein Schlifffgrat, gleichsam als Schattenkante des Brustbeins.

Der Name der Hedwigsgläser knüpft an die Überlieferung an, die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien (geboren um 1174, gestorben 1243) habe die drei in Breslau, Krakau



1



2



3

und Neisse aufbewahrten Glasbecher besessen und benutzt. In einem der Becher soll sich Wasser in Wein verwandelt haben, als ihr Gemahl, Herzog Heinrich I. von Schlesien, sie wegen ihrer ständigen Enthaltbarkeit ermahnen wollte.

Da die beiden Becher von Breslau und Krakau mit den gleichen Löwenmotiven verziert sind und auch sonst technisch und stilistisch übereinstimmen, hat sich für alle Glasbecher mit Schliffdekor aus dem hohen Mittelalter in der Fachliteratur die Bezeichnung Hedwigsgläser als Terminus technicus allgemein eingebürgert.

In das Blickfeld der historischen Forschung gerieten die Hedwigsgläser vor hundert Jahren, als 1876 der Breslauer Becher (Abbildung 6) zu einer Ausstellung nach München ausgeliehen war. In einer Münchner Kunsthandlung wurde damals ein unbeachtetes Gegenstück entdeckt, das ein Bildhauer erwarb, aber als Geschenk dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (Abbildungen 8 und 9) überließ. Dessen damaliger Direktor A. Essenwein publizierte die wertvolle Neuerwerbung unverzüglich. Eine Zusammenstellung, die 1891 E. von Czihak in seinem Buch über schlesische Gläser veröffentlichte, umfaßte bereits acht Exemplare. Einen umfangreichen, auch heute noch grundlegenden Aufsatz über die Hedwigsgläser schrieb 1912 R. Schmidt; ihm waren zwölf Gläser bekannt geworden. Die meisten davon befanden sich in Kirchenschätzen, wo man sie im 13. und 14. Jahrhundert als Reliquienbehälter gefaßt hatte. Einzelne blieben auch als wohlbehütete Erbstücke in Adelsfamilien erhalten und befinden sich heute teilweise als besondere Kostbarkeiten in großen öffentlichen Sammlungen.

1960 kamen zum ersten Mal Fragmente eines Hedwigsglases als Bodenfund zum Vorschein – weit entfernt von den bisherigen traditionellen Aufbewahrungsorten – bei der Stadt Novogradok im Norden von Weißrußland. Mit den beiden Scherben von der Weibertreu bei Weinsberg wurden erstmals aus einer mittelalterlichen Burg Süd- und Westdeutschlands Bruchstücke eines Hedwigsglases bekannt.

Die ganz erhaltenen Hedwigsgläser haben alle eine konische Form und besitzen einen breiten Fußring, der teilweise später zahnradartig eingekerbt wurde. In die auffallend starke, 5 bis 7 mm dicke Becherwand sind Tierfiguren und Ornamente in der Weise eingeschliffen, daß die einzelnen Motive als Block stehen gelassen wurden. Als Innen-

1 FRAGMENT EINES HEDWIGSBECHERS von der Weibertreu bei Weinsberg in etwa doppelter Vergrößerung. Nur noch eine kleine Partie des Dekors ist erhalten. Deutlich zu erkennen sind die zahlreichen Spuren vom Herausschleifen des Musters.

2 EINE DURCHREIBUNG auf Seidenpapier ließ die Reste der Verzierung deutlicher hervortreten als auf dem Glasscherben selbst. Die große Spiralfläche gab den entscheidenden Hinweis, daß auf dem Glasbecher ein Löwe dargestellt war.

3 LÖWENDARSTELLUNGEN auf Hedwigsbechern kann man wegen der Krümmung der Wand in einem Foto nicht vollständig erfassen. Der Papierabklatsch gibt das ganze Löwenmotiv auf dem Hedwigsbecher im Domschatz zu Minden an der Weser wieder.

4 DAS ZWEITE BECHERFRAGMENT von Weinsberg. ▶

5 IM PAPIERABKLATSCH sind die Linienbündel und Leisten auf dem zweiten Glasscherben ebenfalls klar zu erkennen. Sie entsprechen weitgehend der Schwanzpartie des Adlers auf dem Hedwigsglas im Rijksmuseum Amsterdam (vgl. Abbildung 7). ▶

6 DIE GANZE MUSTERFOLGE eines Hedwigsglases zeigt die Abrollung des Glases von Breslau. Zwei Löwen flankieren einen großen Pokal, außerdem ist noch ein Lebensbaum dargestellt. ▶

zeichnung wurden dazu Strichgruppen, Linien und Kerben eingeschliffen.

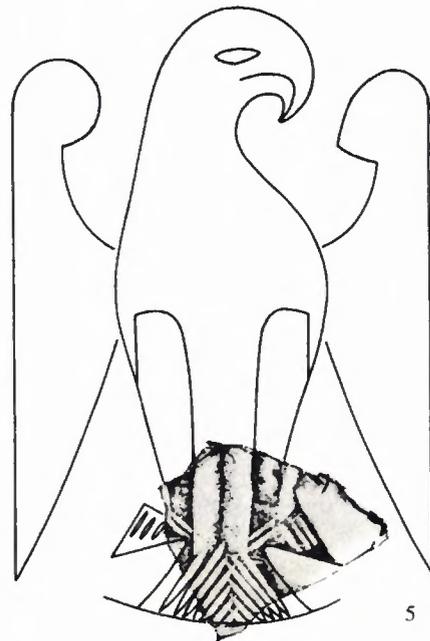
Ein großer Teil der Becher ist mit mehreren Tierfiguren geschmückt, die in breitflächiger Manier die ganze Wandfläche ausfüllen. Unter den Tiermotiven dominieren Löwen, die nach links oder rechts laufen, aber dem Betrachter den Kopf zuwenden. Löwen dieser Art schmücken zum Beispiel die Gläser in London, Namur (Abbildung 10), Minden (Abbildung 3), Nürnberg (Abbildung 9), Breslau (Abbildung 6) und Krakau. Dazu kommt als neuer Beleg das große Fragment aus Weinsberg. Heraldisch dargestellte Adler kommen weniger oft vor, so auf den Bechern in London, Amsterdam (Abbildung 7), Minden und Krakau. Nur selten treten geflügelte Greiftiere mit einem Vogelkopf auf (Abbildung 8). Auf den Gläsern in London, Minden und Breslau (Abbildung 6) ist noch ein Lebensbaum-Motiv in die Musterfolge eingefügt. Ausschließlich mit Blatt- und Rankenornament ist dagegen nur ein einziges Glas verziert. Auf vier Gläsern besteht der Dekor nur aus geometrischen Motiven: aus Strichbündeln, Spiralen und gekerbten Leisten.

Über die Herstellungstechnik der Gläser herrscht unter den Autoren, die sich bisher mit den Hedwigsgläsern beschäftigten, keine einhellige Meinung; ja, es wurden sogar sehr konträre Vermutungen geäußert. Erwähnt sei nur, daß mehrfach der Gedanke ausgesprochen wurde, die Gläser seien in eine reliefierte Form aus Holz oder Ton geblasen und nur geringfügig nachgeschliffen. Jüngst wurde sogar die Behauptung aufgestellt, einige Becher seien gar nicht alt, sondern Nachgüsse der Barockzeit. Da viele Hedwigsgläser heute in Metallfassungen aus der Zeit der Gotik oder Renaissance montiert sind und seit vielen Jahrhunderten in Kirchenschätzen aufbewahrt werden, ist diese Ansicht gegenstandslos (Abbildung 11).

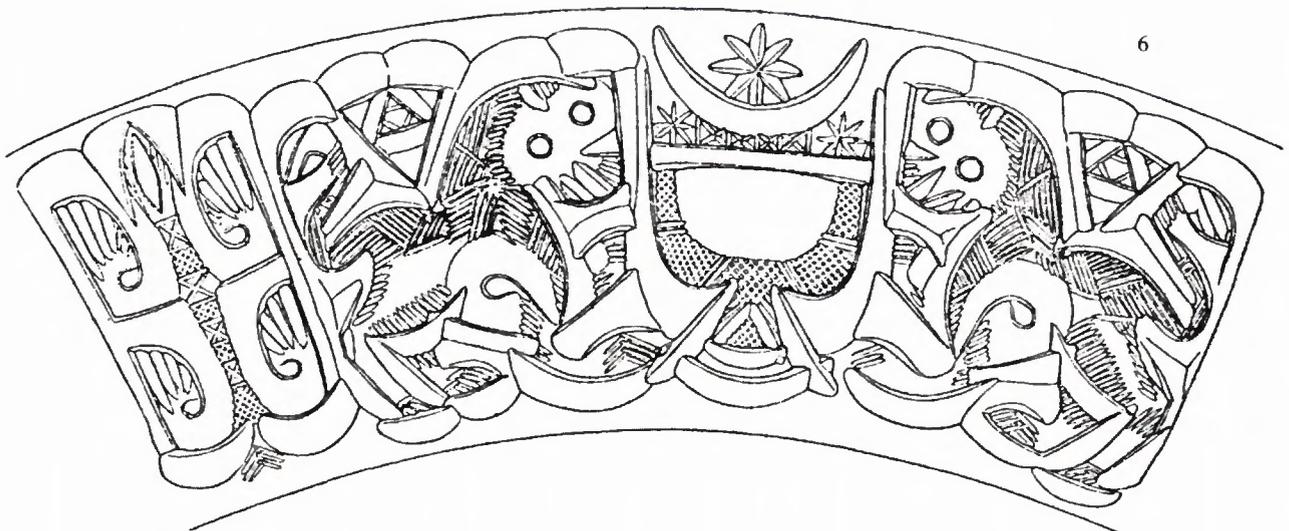
Versucht man, an den Originalen Beobachtungen zur Herstellungstechnik zu machen, so stößt man auf einige Schwierigkeiten. Der Becher auf der Veste Coburg zum Beispiel ist auf der Außenseite so vorzüglich poliert, daß kaum eine Schramme zu erkennen ist. Aber gerade an den stärksten Stellen, wo die Wand jetzt noch 7,5 mm mißt, sind an ihm deutliche, wenn auch nur sehr feine Schlifffspuren mit der Lupe auszumachen. An den beiden Scherben von der Weibertreu treten die Schlifffspuren, verstärkt durch die Korrosion der Oberfläche, besonders stark hervor. Wahr-



4



5



6



7 DER ADLER in zentraler Darstellung auf dem Hedwigsbecher im Rijksmuseum Amsterdam. Die zu Dreiecken zusammengefaßten Krallen sind hier an dem Amsterdamer Becher etwas steiler gestellt als auf dem Weinsberger Fragment (vgl. Abbildungen 4 und 5).

8 DER GREIF, hier auf dem Hedwigsbecher des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, ist nur selten dargestellt.

9 DER LÖWE auf dem Hedwigsbecher des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg schreitet nach links wie der des Weinsberger Fragmentes. Die Partie des Oberschenkels über dem linken Vorderfuß nimmt eine große Spiralfäche ein.

10 Ein ebenfalls nach links schreitender Löwe auf dem einen der Hedwigsbecher in Notre-Dame zu Namur. ▶

7

8

9





10

scheinlich hat man einen sehr dicken Glasköbel mit der Glaspfeife geblasen und aus diesem den gesamten Dekor herausgeschliffen. Die Hedwiggläser sind also in gleicher Technik hergestellt wie viele spätrömische und sassanidische Glasgefäße.

Eine kleine technische Beobachtung widerlegt auch die immer wieder aufgegriffene These, die Hedwiggläser bestünden gar nicht aus Glas, sondern aus Bergkristall. Die beiden Becher auf der Veste Coburg und im Domschatz von Minden besitzen eine deutliche Haftnarbe. Eine solche rauhe Abriß-Stelle, an der das Heftisen am Boden angeschmolzen war, wäre an Gefäßen aus Bergkristall völlig unnötig.

Becher und Kannen aus Bergkristall haben sicherlich die Anregung für die Hedwiggläser gegeben. Steinschnitt und Glasschliff gingen seit der Antike meist parallel nebeneinander her. Kannen aus Bergkristall, die mit Tiermotiven und Rankenornamenten überzogen sind, gaben auch einen ersten sicheren Anhaltspunkt für eine fundierte Datierung. Als besonders wichtig wurde dabei stets eine große Kristall-

kanne mit Löwenfiguren im Domschatz von San Marco in Venedig hervorgehoben, da sie auf der Schulter eine kufische Inschrift trägt, die den Kalifen Aziz-Billah (975 bis 996) nennt. Andere arabische Schriftsteller berichten ferner, daß während der Fatimidenzeit in Ägypten geschliffene Bergkristallgefäße in großer Menge hergestellt wurden. Daraus schloß man früher, die Hedwiggläser seien ebenfalls in Ägypten, aber erst im 11. oder 12. Jahrhundert entstanden.

In jüngster Zeit wurde mehrfach der Gedanke erörtert, die Hedwiggläser seien Teile des Brautschatzes der byzantinischen Prinzessin Theophano, der Gemahlin Kaiser Ottos II., und sie seien innerhalb kurzer Zeit um 970 in Byzanz entstanden. Leider ist dies nur eine historische Hypothese wie manche anderen früheren Datierungsvorschläge zu den Hedwiggläsern. Eine genaue chronologische Einordnung aufgrund stilistischer Kriterien ist bisher noch nicht geglückt. Sie ist deswegen besonders schwierig, weil die dargestellten Tiermotive – wegen ihres symbolischen Charakters – lange Zeit beliebt waren und in vielen Landschaften Europas immer wieder aufgegriffen wurden.



11 ALS RELIQUIEN-BEHÄLTER dienten zwei Hedwiggläser, die im Kirchenschatz von Notre-Dame zu Namur in Belgien aufbewahrt sind und bereits im 13. Jahrhundert mit vergoldeten Metallfassungen versehen wurden.

Vielleicht kann bei den chronologischen Problemen aber der einzige nur mit Blattmotiven und Ranken verzierte Becher künftig weiterhelfen. Einige Ansatzpunkte zeichnen sich dafür ab.

Sehr schwierig ist es, den Weg zu ermitteln, auf dem die Gläser nach Mittel- und Osteuropa gelangt sind. Früher hatte man durchgängig angenommen, daß die Hedwiggläser während der Kreuzzüge von Pilgern oder Kreuzrittern als Behälter für Reliquien oder heilige Erde aus dem Orient mitgebracht worden seien. Diese Vermutung wäre hinfällig, falls die Hedwiggläser von Theophano als Teile ihre Brautausstattung aus Konstantinopel mitgebracht wurden.

Benutzt wurden diese kostbaren Gläser vermutlich nur von Mitgliedern des Königshauses, und sie waren daneben nur einem kleinen Teil des Hochadels zugänglich, so wie es die Legenden über die heilige Hedwig und die heilige Elisabeth andeuten. Als Eigentümer des Weinsberger Bechers kommen die Gräfin Adelheid und ihr Sohn König Konrad II. aus zeitlichen Gründen wohl weniger in Frage. Denkbar wäre, daß König Konrad III. ihn benutzte, als er sich während der

Belagerung der Burg im Jahre 1140 bei Weinsberg aufhielt. Auch sein Sohn Heinrich, den er während seiner Abwesenheit auf dem Kreuzzug als Regent eingesetzt hatte, käme in Frage, da ein Brief aus dem Jahre 1148 erhalten ist, in dem er den Abt Wibald von Corvey zu sich auf die Burg Weinsberg bittet. Somit wird den Weinsberger Becher am ehesten ein Angehöriger des Königshauses selbst besessen haben, falls nicht einer der Herren von Weinsberg, die seit etwa 1150 das Amt eines Camerarius im Reich ausübten, den Becher vom König als Geschenk erhielt.

Die zwei kleinen Glasscherben von der Weibertreu bei Weinsberg weisen in eine überraschende, zunächst nicht geahnte Richtung. Vielleicht geben sie einen Anstoß dazu, bei Baurestaurationen an mittelalterlichen Burgen auch die Kleinfunde zu beachten und vor allem die im Lande vorhandenen Fundkomplexe aus Burgen durch Publikationen zugänglich zu machen.

*Dr. Robert Koch
Erlenbacher Straße 7
7100 Heilbronn*

Rolf-Heiner Behrends: Eine vorgeschichtliche Befestigungsanlage auf dem Eichelberg

Gemarkung Sinsheim-Hilsbach, Rhein-Neckar-Kreis

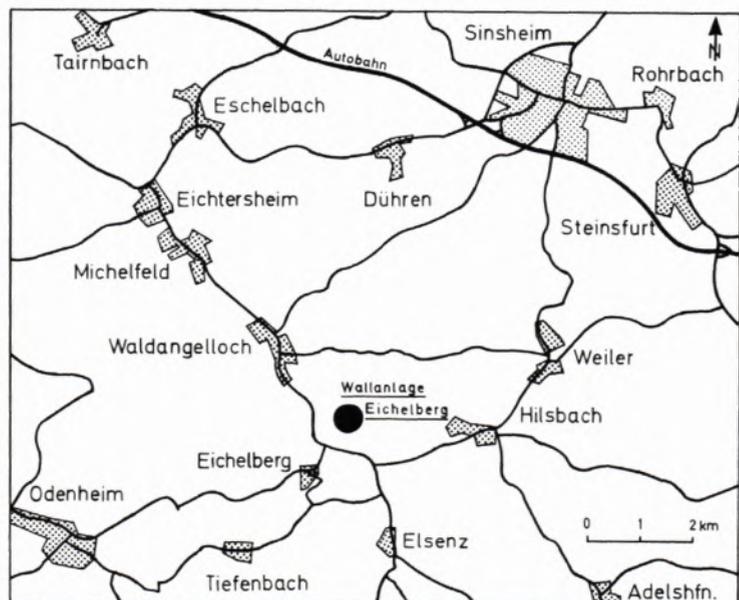
Im Frühjahr 1973 erhielt das Landesdenkmalamt einen Hinweis, daß Unbekannte auf dem Eichelberg, westlich des Sinsheimer Stadtteils Hilsbach im Rhein-Neckar-Kreis (Abbildung 1) in der Nähe dort gelegener römischer Baureste beim Graben nach Bodenfunden beobachtet worden seien. Bei der Überprüfung dieser Nachricht konnte solche unrechtmäßige Tätigkeit nicht festgestellt werden, doch wurde die Gelegenheit wahrgenommen, das gesamte Terrain des Eichelberges einmal gründlich zu begehen und nach Funden abzusuchen. Immerhin waren die römischen Bauten bereits seit 1777 bekannt, ohne daß bisher eingehende Untersuchungen stattgefunden hatten. Weitere Hinterlassenschaften dieser Periode wurden zwar vorerst nicht entdeckt, doch fanden sich andere, durchaus unerwartete Dinge, nämlich ein Abschnittswall mit Graben, der den Rest einer vorgeschichtlichen Befestigung darstellen dürfte. Er wurde im Jahr 1974 von einer Studentengruppe der Universität Karlsruhe vermessen; die Abbildung 2 geht auf diese Aufnahme zurück.

Der Eichelberg erhebt sich aus seiner durchweg niedrigeren Umgebung als ein Tafelberg (324 m), dessen Gipfelplateau nahezu eben ist und eine Fläche von etwa 16,5 ha einschließt. Er fällt im Norden, Westen und Süden sehr steil in die umgebenden Täler ab und kann lediglich von Osten her über eine rampenartig ansteigende Fläche leicht bestiegen werden. Dieser Aufstieg ist heute von mehreren nach Osten führenden Wasserabflüssen zergliedert, was jedoch in antiker Zeit noch nicht der Fall gewesen sein dürfte. Da der Berg von drei Seiten her kaum zu erklimmen war, bot es sich

an, auch die Ostflanke künstlich zu sperren, um so mit verhältnismäßig geringem Aufwand eine nur sehr schwer angreifbare befestigte Höhensiedlung zu erhalten.

Die neu entdeckten Wallreste schließen in der Tat an der Südostecke des Berges (Abbildung 2) an den südlichen Steilabfall an, der heute einen Weinberg trägt; das südlichste Ende des Walles ist durch eine moderne Wegführung zerstört. Von diesem Punkt aus verläuft der Wall etwa 180 m in nordwestlicher Richtung und paßt sich dabei der Geländeform an; streckenweise ist er nur als nach Osten gerichtete Terrassenkante erhalten, an anderen Stellen erhebt er sich als schwache Aufwölbung auch gegen das Innere der Befestigung. An seinem nördlichsten Punkt geht er in eine Terrassenkante über, die in dem allmählich steiler werdenden Gelände noch ungefähr 120 m zu verfolgen ist. Anscheinend war dem jetzt stark verschleiften Wall ein Graben vorgelagert, der allerdings nur im Südabschnitt noch als sehr schwach ausgeprägte Mulde zu erkennen ist.

Ob in der heute noch vorhandenen Wallstrecke ein Tor für den Zugang zum Inneren der Anlage eingebaut war, läßt sich ohne Ausgrabung nicht mit Sicherheit feststellen. Insgesamt ist der Wall dreimal unterbrochen, was in einem Fall wohl auf die Anlage eines Holzabfuhrweges zurückzuführen ist. Eine weitere Unterbrechung mag in neuerer Zeit geschaffen worden sein, um das Regenwasser, das sich hinter dem Wall staute, abfließen zu lassen. An der dritten Lücke schließlich scheinen die beiden Wallenden in ihrer



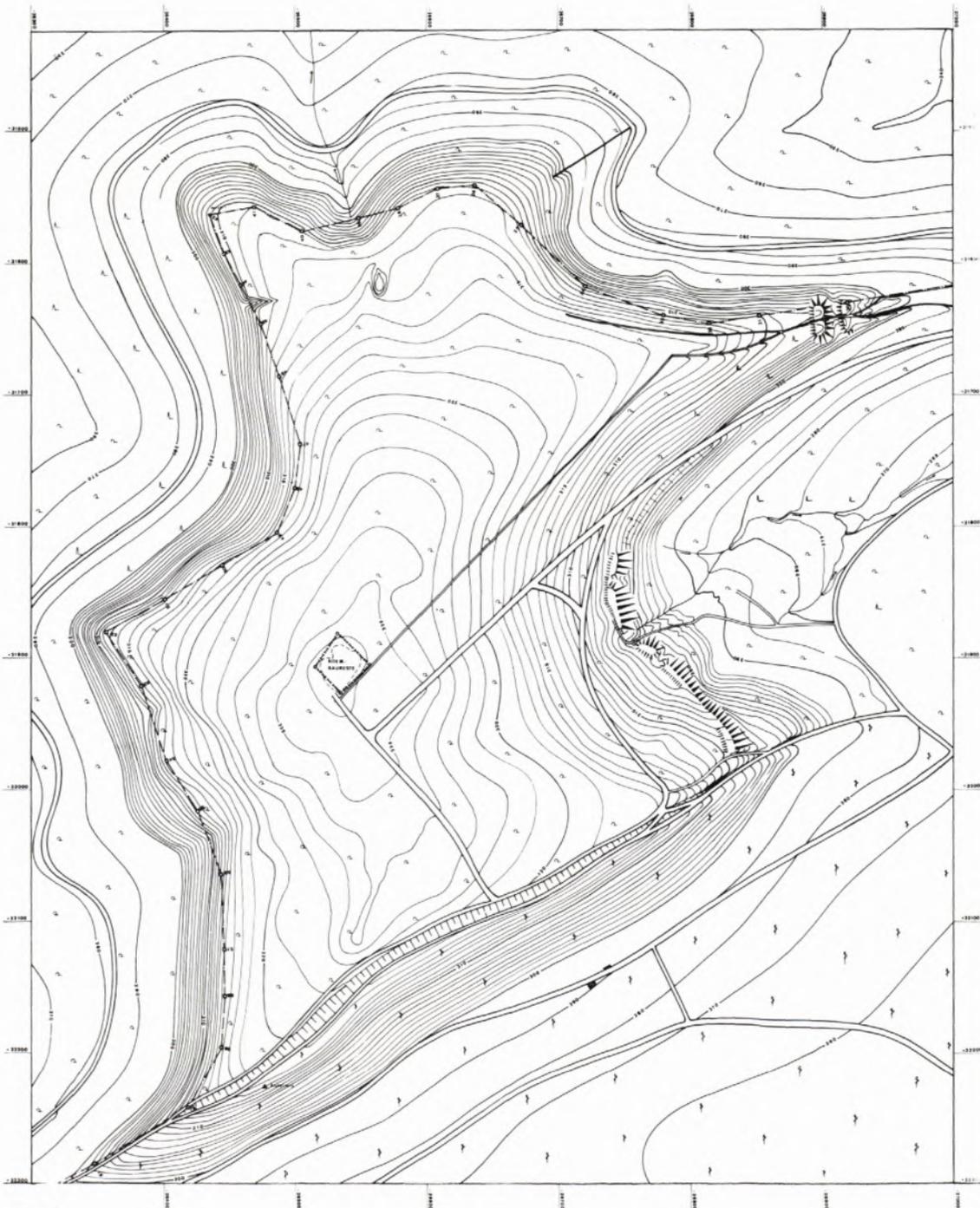
1 LAGE DES EICHELBERGES bei Sinsheim-Hilsbach im Rhein-Neckar-Kreis.

Flucht ein wenig gegeneinander versetzt zu sein, was nach Parallelen an anderen prähistorischen Anlagen gleicher Art auf ein ursprünglich vorhandenes Tor hindeuten könnte. Die Vermessung hat jedoch hierfür kein eindeutiges Ergebnis erbracht, so daß auch an dieser Stelle nur eine Grabung weiterhelfen kann.

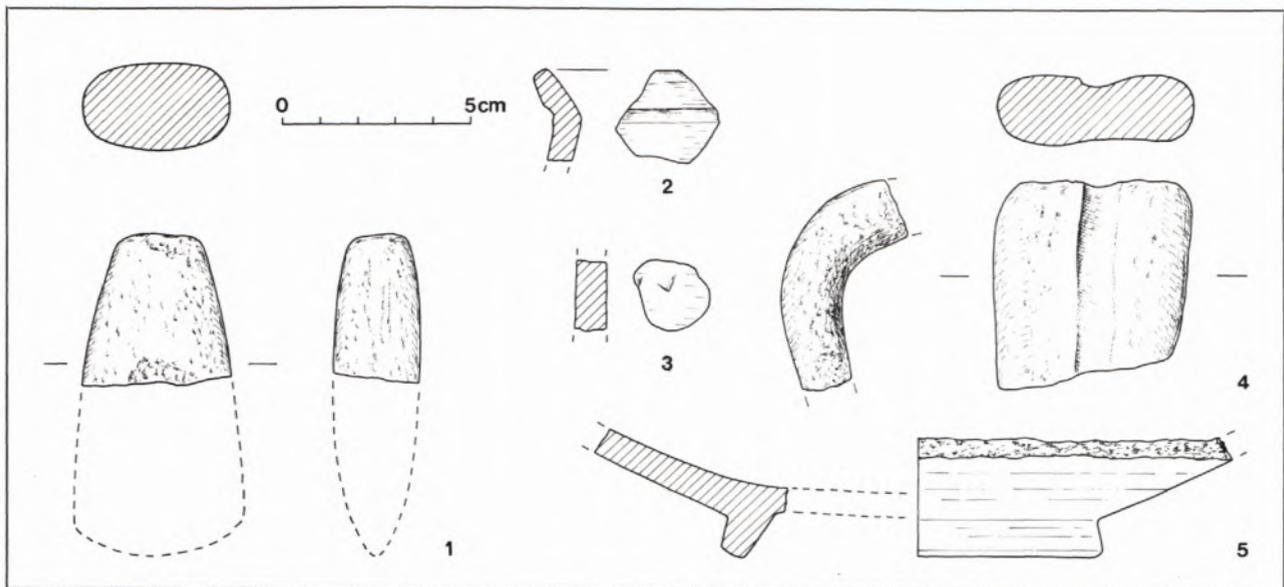
Neben den bisher beschriebenen Befestigungsresten gibt es noch ein weiteres, wesentlich deutlicher ausgeprägtes Wallstück auf dem Eichelberg. Es riegelt den nordöstlichen Sporn des Berges gegen den nach Osten anschließenden Sattel ab, über den der Zugang zum Plateau leicht möglich gewesen wäre. Dem auch hier gegenüber der Innenfläche nur schwach ausgeprägten Wall ist auf der gesamten Länge von etwa 25 m ein tief eingeschnittener Graben vorgelegt, der von Steilhang zu Steilhang führt. Ihm reiht sich nach außen eine flache wallartige Aufwölbung an, die aus einem Teil des Aushubmaterials bestehen dürfte.

Alle übrigen Seiten des Bergplateaus scheinen ohne ein künstliches Annäherungshindernis geblieben zu sein. Dieser äußere Eindruck kann jedoch täuschen, denn Ausgrabungen an ähnlichen Anlagen in Hessen haben gezeigt, daß man in vorgeschichtlicher Zeit Hangkanten mit anschließender steiler Böschung lediglich mit Palisaden aus kräftigen Pfählen bewehrt hat. Solche sind am Eichelberg bisher nicht nachgewiesen, können aber durchaus vermutet werden.

Ein besonderes Problem stellte für die Bewohner solcher Höhensiedlungen stets die Wasserversorgung dar. Im Falle des Eichelberges scheint eine zisternenartige Geländeeinfassung am Nordrand der Innenfläche als Reservoir gedient zu haben. Noch heute entspringt unterhalb dieser Stelle, etwa in halber Höhe des Hanges, eine Quelle, die vielleicht in früherer Zeit höher am Rand des Plateaus zutage trat und möglicherweise sogar mit der erwähnten Geländedelle



2 EICHELBERG. Vermessungsplan. Die römischen Baureste im Zentrum sind nur nach ihrer ungefähren Lage angegeben, ihre genaue Erstreckung ist unbekannt. Maßstab 1:5000.



3 FUNDSTÜCKE VOM EICHELBERG. (1) Nackenteil eines Steinbeils mit mutmaßlicher Ergänzung in Seitenansicht und Aufsicht. (2) Randscherbe eines Gefäßes. (3) Scherbe mit Resten einer eingestochenen Verzierung. (4) Scherbe vom Henkel einer römischen Amphore in Aufsicht und Seitenansicht. (5) Scherbe einer Terra-Sigillata-Schale (zum Teil zeichnerisch ergänzt). Alle Zeichnungen im Maßstab 1:2.

direkt in Verbindung stand, was die heutige Oberflächen-gestaltung vermuten lassen könnte.

Die Datierung der befestigten Höhensiedlung auf dem Eichelberg bereitet Schwierigkeiten, doch dürfte sich eine annähernde Bestimmung gewinnen lassen. Die römischen Baureste könnten auf ein Baudatum für die Wälle während der römischen Okkupationszeit hindeuten, allerdings sind entsprechende Anlagen in unserem Raum bisher nicht bekannt geworden. Einige Funde aus vorgeschichtlichen Perioden wurden im Innenraum aufgelesen, als die Badenwerk AG, Karlsruhe, dort 1974 einen Sendeturm errichtete und zu diesem Zweck ein Weg angelegt wurde, für dessen Bau der Waldboden abgehoben werden mußte. Bei einer Begehung durch das Landesdenkmalamt wurden neben mehreren untypischen Scherben die auf Abbildung 3 dargestellten Fundstücke entdeckt. Von diesen ist der Nackenteil eines gut geschliffenen Steinbeils zweifellos das älteste Objekt (Abbildung 3,1); es dürfte aus einem jüngeren Abschnitt der Jungsteinzeit stammen. In die Urnenfelderzeit gehören wohl die Scherbe vom Rand eines Gefäßes (Abbildung 3,2) und vielleicht die kleine Scherbe mit dem Rest einer Verzierung in Form eines dreieckigen Einstichs (Abbildung 3,3). Zweifelsfrei römisch sind das Henkel-fragment einer Amphore (Abbildung 3,4) und die Scherbe vom Unterteil einer Terra-Sigillata-Schale (Abbildung 3,5). Alle anderen Funde zeigen keine Merkmale, die eine genauere zeitliche Einordnung zuließen, doch gehört der größere Teil von ihnen sicher in vorrömische Zeit.

So ist nunmehr zu fragen, welche jener Stücke einen Hinweis auf die Erbauungszeit der Wälle geben können. Steinzeitliche Befestigungen dieser Art sind in unserem Raum bisher nicht nachgewiesen worden, und die bekannten wie der Michaelsberg bei Bruchsal sind völlig anders gestaltet. Damit scheidet das Steinbeil aus dem Kreis der Betrachtung aus. Anders steht es mit den wahrscheinlich urnenfelderzeitlichen Scherben, denn aus jener Zeit sind Abschnittswälle, wie der Fachausdruck für den Typ des Hauptwalls auf dem Eichelberg lautet, durchaus bekannt. Schwer ist die Befestigung auch mit den römischen Hinterlassenschaften in Verbindung zu bringen. Zwar ist der Charakter der Baureste – Heiligtum oder Gutshof – nicht bekannt, doch

wäre in beiden Fällen die Sicherung durch Wall und Graben recht unwahrscheinlich. Für eine noch jüngere Zeitstellung des Hauptwalls gibt es bislang keine Hinweise; auch ist nach seiner Lage und Form eine Entstehung im frühen Mittelalter unwahrscheinlich. Hingegen könnte dies für den tiefen Graben auf dem Nordostsporn des Berges durchaus zutreffen, da er formal fast den Eindruck eines mittelalterlichen Halsgrabens macht. Für die Erbauung des Hauptwalls bleibt indessen nur die Zeitspanne zwischen der Urnenfelderzeit und dem Erscheinen der Römer. Vergleiche mit ähnlichen Befestigungen, deren Alter bekannt ist, in anderen Regionen legen eine Datierung in die Urnenfelder- oder späte Hallstattzeit nahe, was zu den Scherbenfunden vom Eichelberg gut passen würde. Eine feinere Bestimmung ist aber vorerst nicht möglich.

Im Regierungsbezirk Karlsruhe sind sicher zu datierende prähistorische Befestigungen äußerst selten, wenn man dieses Gebiet mit den Nachbarregionen Hessen, Schwaben oder der Pfalz vergleicht. Insgesamt kennen wir bisher nur drei solcher Anlagen, von denen der Heiligenberg bei Heidelberg die prominenteste ist. Es ist bisher nicht zu erkennen, wie die geringe Zahl zustande kommt. Möglicherweise hat die intensive landwirtschaftliche Nutzung einiges zerstört, doch ist auch nicht auszuschließen, daß von jeher weniger Objekte vorhanden waren, was dann bestimmte historische Gründe haben müßte, die für uns im dunkeln liegen. Ein schlechterer Forschungsstand als in der Nachbarschaft ist mit Sicherheit auszuschließen, auch wenn unsere Neuentdeckung dafür zu sprechen scheint. So haben wir uns vorerst mit der Feststellung zu bescheiden, daß die vorgeschichtliche Höhensiedlung auf dem Eichelberg, so unscheinbar sie äußerlich ist, eine erfreuliche Bereicherung unseres Denkmalbestandes bedeutet.

Leider muß hinzugefügt werden, daß diese Befestigung jetzt, kurz nachdem sie erkannt wurde, bereits durch bestimmte Planungen in ihrer Substanz gefährdet ist.

Dr. Rolf-Heiner Behrends
LDA · Bodendenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1

Eckart Hannmann: Das alte Postamt in Balingen jetzt „unten ohne“

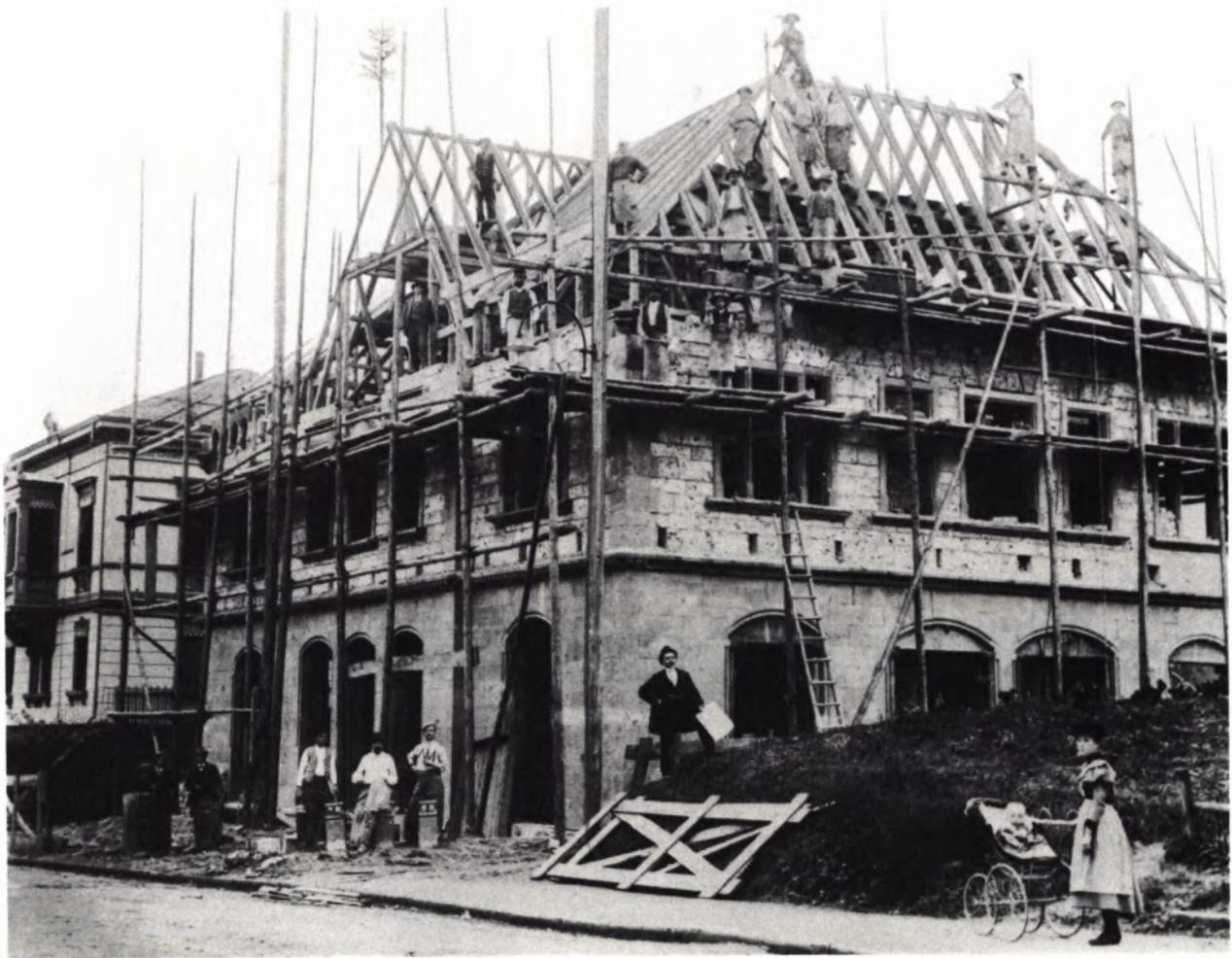
Seit kurzem ist in Balingen eine weitere exemplarische Verunstaltung zu bewundern: das in ein Geschäftshaus umgebaute ehemalige Postamt. Obwohl der Stadt die Denkmaleigenschaft des Gebäudes bekannt sein mußte – seit 1974 ist sie im Besitz der vom Landesdenkmalamt aufgestellten Kulturdenkmalliste –, erteilte sie die Baugenehmigung, ohne, wie es zwingend im Denkmalschutzgesetz vorgeschrieben ist, zuvor das Landratsamt und das Landesdenkmalamt zu hören. Erst als die Bauarbeiten schon in vollem Gange waren, wurde das Landesdenkmalamt zufällig auf den Sachverhalt aufmerksam. Da die von der Stadt als zuständiger Baurechtsbehörde erteilte Baugenehmigung gültig war und angesichts der fortgeschrittenen Arbeiten auch nachträglich nicht mehr zurückgenommen werden

konnte, war den Denkmalschutzbehörden eine Einflußnahme auf das Baugeschehen nicht mehr möglich. Durch ein offensichtliches Versehen der Stadt sind also vollendete Tatsachen geschaffen worden. Nun ist ein solches Versehen zwar nicht ungewöhnlich, ungewöhnlich ist aber die nachträgliche positive Beurteilung des Umbauergebnisses durch die Stadt, zeigt sie doch beispielhaft, wie unterschiedlich Fragen der Gestaltung bei einem historischen Bauwerk bewertet werden können.

Das mittelalterliche Balingen wurde 1809 weitgehend durch einen Stadtbrand, der allein 335 Häuser vernichtete, zerstört. Der anschließende, bis etwa 1812 dauernde Wiederaufbau stand unter der Leitung des Landbaumeisters Glaser. Das diesem Wiederaufbau zugrunde gelegte

1 LUFTBILD VON BALINGEN vor den entscheidenden Nachkriegszerstörungen. Die klassizistische Stadtstruktur mit den rechtwinklig sich schneidenden Straßen und der einheitlichen Bebauung wird auf diesem Foto besonders deutlich. In der Mitte die Friedrichstraße und in deren oberer Verlängerung die Bahnhofstraße, an der linkerhand das ehemalige Postamt liegt.





2 RICHTFEST FÜR DAS POSTAMT. Aus dieser zeitgenössischen Aufnahme spricht der ganze Stolz über die geleistete Arbeit. In der Mitte im dunklen Anzug mit goldener Uhrenkette und mit den Plänen in der Hand posiert der Bauleiter.

Schema orientiert sich im Prinzip noch am mittelalterlichen Stadtgrundriß, obwohl jetzt ganz im Sinne des nüchternen Klassizismus ein strenges Regellaß von rechtwinklig sich kreuzenden Straßen bestimmend wird. Dieser Einheitlichkeit im Grundriß entspricht auch die relativ schlicht gehaltene Bebauung von meist zweigeschossigen, mit der Traufseite zur Straße gerichteten Häusern.

Bis in die erste Nachkriegszeit hinein war das geschlossene Altstadtbild noch weitgehend erhalten. Doch dann brach mit dem Wirtschaftswunder eine Welle in die Stadt ein, die vor allem die breit angelegte Hauptstraße, die Friedrichstraße, erfaßte und deren Nachwirkungen beim Umbau des in Verlängerung dieser Straße an der Bahnhofstraße gelegenen alten Postamtes noch heute spürbar werden. Geschäft wurde über Gestaltung gestellt, und so präsentiert sich gegenwärtig die Friedrichstraße als abschreckendes Beispiel ungesteuerten Wachstums. Hier findet sich alles das einträchtig versammelt, was nicht nur Denkmalpflegern Kopfzerbrechen bereitet: Betonflachdachklötze, Metallfassaden, Asbestzementplattenverkleidungen, schreiende Werbeanlagen und Hausfarben, flache, zum Teil über mehrere Häuser laufende Vordächer, Auflösung der massiven Erdgeschosse in Glas, sprossenlose Fenster ohne Fensterläden, vorgeblendetes Pseudofachwerk usw. usw. Kurzum, die Friedrichstraße ist ein Lehrstück dafür, wie man es nicht machen sollte, auch nicht an einem Gebäude wie dem alten Posthaus.

Das 1899 errichtete Gebäude akzentuiert ein mit Treppengiebel versehener Mittelrisalit, seitlich ebenso wie der ganze Baukörper im Obergeschoß eingefaßt von Eckquadern. Ein kräftig ausgebildetes Gesims unterteilt die Fassade. Ein Spitzbogenfries unterhalb des Traufgesimses, Spitzbogenblenden bzw. -arkaden am Treppengiebel, maßwerkartig gestaltete Brüstungszonen unter den Stichbogenfenstern des Erdgeschosses sowie die Rechteckfenster im Obergeschoß erweisen das Postamt als einen typischen Bau des Historismus, genauer der Neugotik, die gerade bei Postämtern dieser Zeit beliebt war.

In einem 1975 vom Bergbau-Museum Bochum herausgegebenen Buch von Rainer Slotta (Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland) werden in dem Kapitel über die Post- und Verkehrsbauten 21 Beispiele aus der Bundesrepublik aufgeführt, darunter auch das Balinger Postamt. Zur Charakteristik heißt es da: „Das aufwendig vornehme Bauwerk ist ein gutes Beispiel dafür, wie unter der Regierung Wilhelms II. in der Architektur eine stärkere Abhängigkeit vom Regenten und seinen Wünschen und Ansichten einsetzte. Nahe der Burg Hohenzollern sind hier im Grunde die gleichen gedanklichen Konzeptionen anzutreffen wie beim Ausbau der Burg als «Manifestation des zeitgenössischen Kaisertums». Insofern ist das Balinger Postamt ein zeit- und postgeschichtliches Denkmal, das für den Ort und seine Umgebung eine spezifische Bedeutung besitzt.“



3 VON 1899 BIS ENDE 1976 blieb das Postamt weitgehend vor Veränderungen am Äußeren verschont, während das am linken Bildrand angeschnittene Nachbargebäude schon architektonisch verstümmelt ist (vgl. Abbildung 2).



4 NACH DEM ERDGESCHOSSUMBAU, der 1976/77 am ehemaligen Postamt in Balingen vorgenommen wurde und den das Stadtbauamt als „funktionsgerecht, städtebaulich und gestalterisch befriedigend“ bezeichnet.

Diese „spezifische Bedeutung“ ist der ortsansässigen Baubehörde offensichtlich nicht bewußt gewesen, obwohl doch gerade in den letzten Jahren die Baukunst des Historismus eine nicht zu übersehende Aufwertung erfahren hat. So wurde dann mit Genehmigung der Stadt die Erdgeschoßfassade durch eine sehr geschmackvolle Glasfront ersetzt und als eine Art Bekrönung das in Balingen obligate Vordach angebracht. Das Erdgeschoß wird damit optisch von der oberen Fassade isoliert. Ein wie auch immer gearteter Zusammenhang zwischen den einzelnen Fassadenteilen ist nicht mehr feststellbar. Entgegen allen Regeln klassischer Baukunst – und nur diese sind hier bei einem Denkmal zugrunde zu legen – wird der Sockelcharakter des Erdgeschosses negiert, ja geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Das Erdgeschoß wird von dem entwerfenden Architekten als eine Art Freiwild behandelt. Es kann zur beliebigen Disposition gestellt werden.

Das Verblüffende an dem geschilderten Vorgang ist aber nun, daß das Stadtbauamt zwar zugibt, einen formalen Fehler (Nichtanhörung der Denkmalschutzbehörden) begangen zu haben, gestalterisch jedoch den Umbau auch noch verteidigt, indem es meint, „daß die nun vollzogene Baumaßnahme am ehemaligen Postamt in Balingen durch-

aus funktionsgerecht, städtebaulich und gestalterisch befriedigend vollzogen ist“. Weiter heißt es: „Das Echo aus der Bevölkerung ist durchaus positiv. Die Änderungen, die nur das Erdgeschoß dieses Hauses berühren, sind so ausgeführt, daß im grundsätzlichen der Charakter des Hauses erhalten bleibt.“ Davon, daß es etwa durch Öffnen der Erdgeschoßfenster auch andere und bessere Gestaltungsmöglichkeiten gegeben hätte, kein Wort! Das positive Echo aus der Bevölkerung aber verwundert nicht, fügt sich dieser Umbau, wie zahlreiche Beispiele lehren, in die Balinger Baupraxis ohne weiteres ein. Denn wie dem Zollern-Alb-Kurier vom 5. März 1977 zu entnehmen ist, wurde jüngst das Haus Friedrichstraße 28 in ähnlicher Weise umgebaut. Dem Inhaber dieses Gebäudes wurde dafür in einer Sitzung des Ausschusses zur Verschönerung des Stadtbildes vom Oberbürgermeister eine Urkunde überreicht. Preisfrage: Welches Balinger Gebäude wird wohl der Ausschuß zur Verschönerung des Stadtbildes als nächstes auszeichnen?

*Dr. Eckart Hannmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1-Bebenhausen*

5 „VERSCHÖNERUNG“ DES STADTBILDES: das von der Stadt Balingen prämierte Gebäude Friedrichstraße 28. Oben ansprechend, unten durch Vordach mit „Bauchbinde“ und großen Glasflächen gestaltet.



Rudolf Fessler: Die Südoberschwäbische Hofanlage

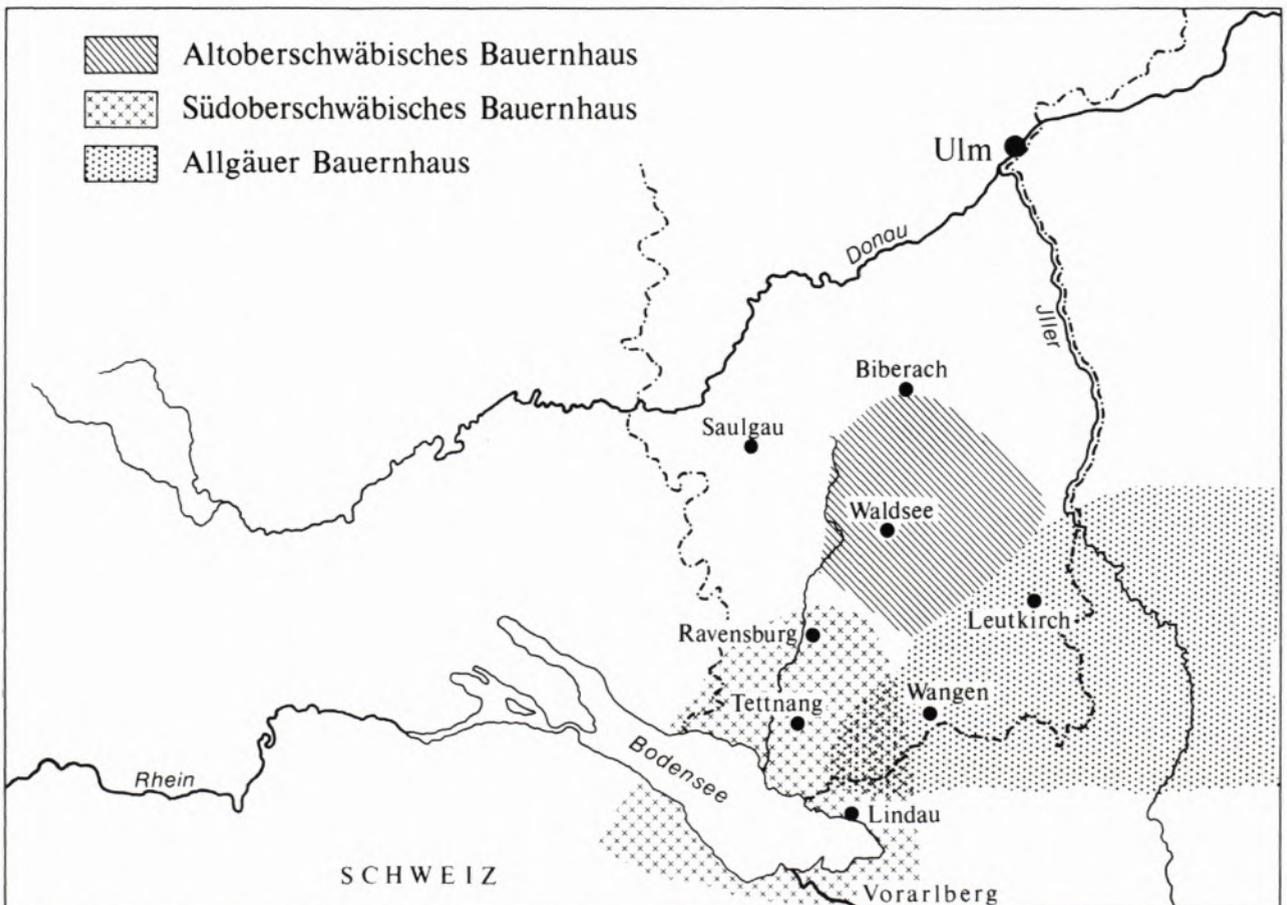
Neue Erkenntnisse über die Urformen oberschwäbischer Bauernhöfe

Als Angehöriger der Staatlichen Landwirtschaftsverwaltung hatte der Verfasser in den letzten zwei Jahrzehnten vornehmlich im Schwäbischen Oberland in Hunderten von Fällen Gelegenheit, sich bei Althofsanierungen auch Gedanken über die geschichtliche und die bauliche Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe zu machen. Bei den Neulösungen galt es dabei oft, die alten, harmonisch in die Landschaft gewachsenen Bauten abubrechen oder so zu verändern, daß sie den betriebswirtschaftlichen und technischen Anforderungen eines modernen Hofes entsprachen. Seit 1964 hat sich die vom Verfasser initiierte Hallenbauweise in Oberschwaben, Bayrisch-Schwaben, Oberbayern, Österreich, in der Schweiz, in Südtirol und in vielen anderen europäischen Ländern durchgesetzt. Daneben entwickelte sich das „Behälterhofsystem“ mit freistehenden hohen Silos und Heutürmen. Beide Bauweisen verlangen

von den ausführenden Architekten ein hohes Maß an Stilgefühl. Leider sind bisher nicht überall gute Lösungen geschaffen worden. Es wäre daher in Zukunft eine Aufgabe der staatlichen Beratung, neben anzustrebenden preiswerten Hofbaulösungen vermehrt auch den architektonischen Belangen Aufmerksamkeit zu schenken.

In dem Bemühen, das Neue mit dem Alten zu verbinden und das geschichtlich Gewachsene soweit als möglich zu erhalten, hat der Autor bei jeder Hofsanierung neben den betriebswirtschaftlichen und den familiären Verhältnissen auch die Vergangenheit der Hofstellen durchdacht. Die zahlreich vorhandene Literatur über die bisher bekannten und beschriebenen „Urhofformen“ des schwäbischen Oberlandes, über das „Altoberchwäbische Bauernhaus“ und das „Allgäuer Haus“, war dabei eine gute Stütze.

1 VERBREITUNG DER BAUERNHAUSFORMEN IN OBERSCHWABEN.



Die Verbreitungsschwerpunkte des Altoberchwäbischen Bauernhauses lagen vor allem in den ehemaligen Oberämtern Waldsee, Biberach, Riedlingen, Saulgau und Ravensburg. Das Einheitshaus des Allgäuer Hoftyps war im Südbereich des heutigen Bayrisch-Schwaben (Ostallgäu) heimisch, bei uns in Oberschwaben im südlichen Teil des einstigen Oberamtes Leutkirch und im ehemaligen Oberamt Wangen. Beide Hofformen nebeneinander erkennen wir besonders in den Gemeinden Wolfegg, Waldburg, Kißlegg und Amtzell.

Aus beiden Hofformen erwuchs nun im 19. und 20. Jahrhundert aufgrund der Marktentwicklung und der damit in Oberschwaben und im Allgäu verbundenen Umstellung vom Getreidebau zum Futterbau (Vergrünlandung) der uns allen bekannte Oberschwäbische Eindachhof mit dem hohen steilen Ziegeldach, welches den großen Wohnteil, die Heulageräume mit den darunterliegenden Stallungen und die Schöpfe überspannte. Allgemein schien der „Eindachhof“, unabhängig ob aus der einen oder der anderen der oben genannten Grundformen herausgewachsen, die alleinige Form gewesen zu sein. Dem Verfasser war seit längerem die Karte bekannt (Abbildung 1), welche – schon 1938 in den schwäbischen Heimatbüchern veröffentlicht – diese Annahme zu bestätigen schien. Seit 1970 erkannte er jedoch, daß in dem Raum südlich von Ravensburg bis in die Randzonen Vorarlbergs und der Schweiz, im Westen bis zum Hochtal und im Osten bis zum Allgäu eine völlig andere Hofform die ursprüngliche gewesen war, und zwar eine „aufgelöste Hofanlage“ mit freistehendem Wohnhaus, abgesetzten Stallungen und Remisen. An zahlreichen

Höfen dieser Gegend war bei näherer Betrachtung leicht zu erkennen, daß dort oft erst später, wahrscheinlich in Anlehnung an die übrigen oberschwäbischen Höfe, aus getrennten Hofteilen wieder Eindachhäuser gebildet worden waren, indem man – sei es im 18., 19. oder 20. Jahrhundert – an das ehemals freistehende Wohnhaus ein Stall-scheuerteil angefügt hatte.

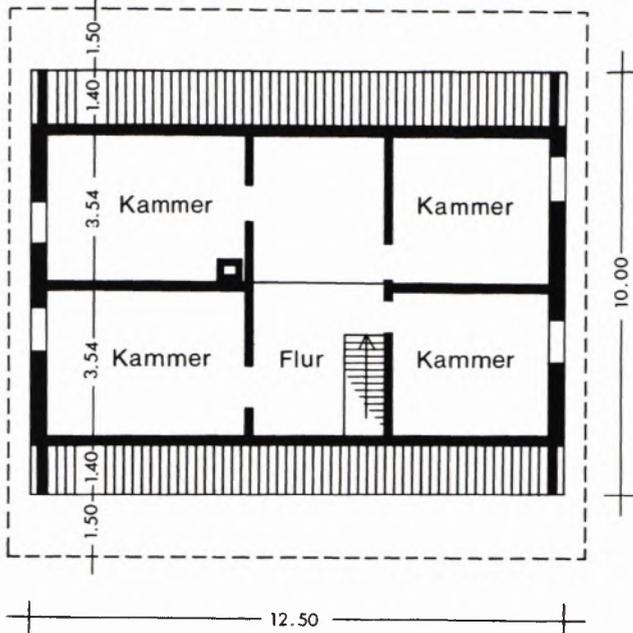
Die „Südoberchwäbische Hofanlage“ – so wird sie im folgenden genannt – dürfte es in Zukunft wert sein, kulturgeschichtlich erforscht und dargestellt zu werden. Der Verfasser konnte bisher nur einen Grundstein legen. Umfangreiche, exakte Erhebungen wären noch notwendig. Karlheinz Buchmüller aus Ravensburg hat in Kontakt mit dem Autor bereits zahlreiche Südoberchwäbische Hofanlagen fotografiert und zum Teil auch katalogisiert.

Wie sieht nun die Südoberchwäbische Hofanlage im einzelnen aus? Ursprünglich wurde das Wohnhaus immer freistehend gebaut. Die Stallungen lagen meist im rechten Winkel zum Wohnhaus, etwa 10 bis 20 m daneben. Leider konnte noch keine Hofanlage des Südoberchwäbischen Types ausfindig gemacht werden, bei welcher das freistehende Wohnhaus und ein alter freistehender Stall bis heute gleichermaßen erhalten geblieben sind. Einige Landwirte wissen aber noch, wann das alte Stall-Scheuer-Gebäude abgebrochen wurde und wo es gestanden hatte. Die ältesten der bereits erfaßten Wohnhäuser wurden nachweislich zwischen 1640 und 1700 errichtet. Höfe dieses Types, die aus der Zeit vor dem 30jährigen Krieg stammen, wurden noch nicht entdeckt. Bautechnisch war das Südoberchwäbische Bauernhaus ebenso ausgeführt wie das Altober-

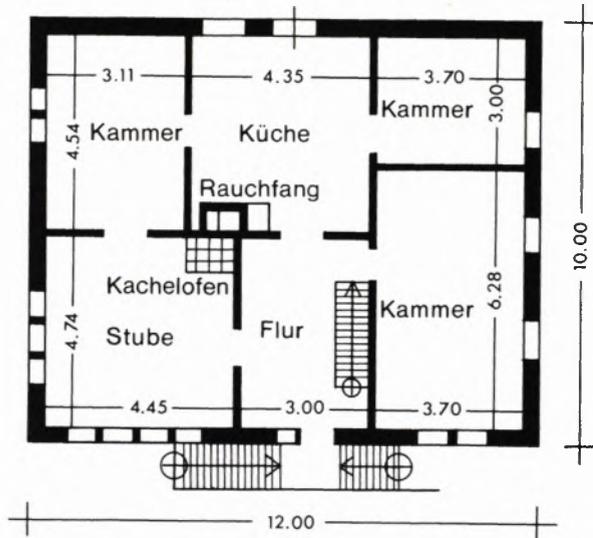
2 SÜDOBERSCHWÄBISCHES BAUERNHAUS IN BACH, Gemeinde Bodnegg, Besitzer Josef Kleiner (s. auch Abbildungen 3 bis 7).



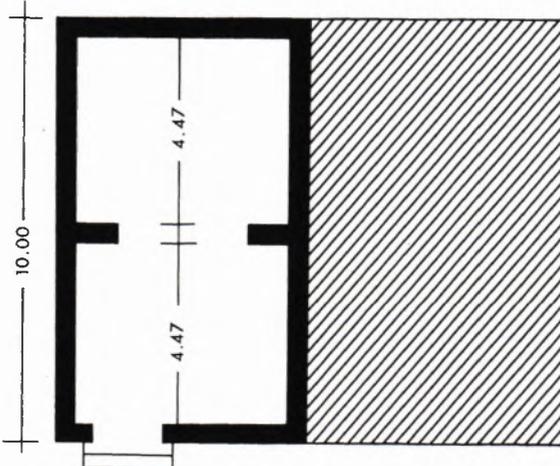
SÜDOBERSCHWÄBISCHES BAUERNHAUS IN BACH.
3 GRUNDRISS DES OBERGESCHOSSES.



4 GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES.



5 GRUNDRISS DES HOCHKELLERS.



schwäbische und wie der Allgäuer Hof: im 17. Jahrhundert ausschließlich als Vollholzhaus in Bohlenständerbauweise, später im 18. und 19. Jahrhundert im Fachwerkstil.

Am Beispiel des noch heute bewohnten Bauernhauses des Landwirts Josef Kleiner in Bach, Gemeinde Bodnegg (Abbildungen 2 bis 7), sei die Konzeption im einzelnen dargestellt. Dieses Vollholzhaus wurde im Jahre 1643 wahrscheinlich als Erblehen des Klosters Weißenau erbaut. Es befindet sich heute noch in baulich gutem Zustand, da es erst vor wenigen Jahren renoviert wurde. Die charakteristischen Merkmale sind bis heute voll erhalten geblieben. Über 400 Jahre war das Haus im Besitz der Familie Baier (Herr Kleiner ist der Enkel). Es war ursprünglich mit Stroh gedeckt, mit Ziegeln versehen wurde es wohl 1802. Das Haus Kleiner kann als Standardbeispiel angesehen werden.

Sämtliche erfaßten Südoberschwäbischen Bauernhäuser gleichen sich in der Anlage und Einteilung völlig, so daß bei den im 17. Jahrhundert erbauten, noch heute erhaltenen Bauernhäusern geradezu von einem Einheitsstyp mit nahezu gleichen Maßen und gleichem Aussehen gesprochen werden kann. Erst später, im 18. Jahrhundert, wurden diese Häuser zum Teil etwas großräumiger angelegt. Bei vielen Beispielen, so auch bei dem Hof Kleiner, wurde das Wohnhaus an einen leichten Hang gestellt. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, einen Hochkeller aus Feldsteinmauerwerk im vorderen Teil des Wohnhauses einzubauen.

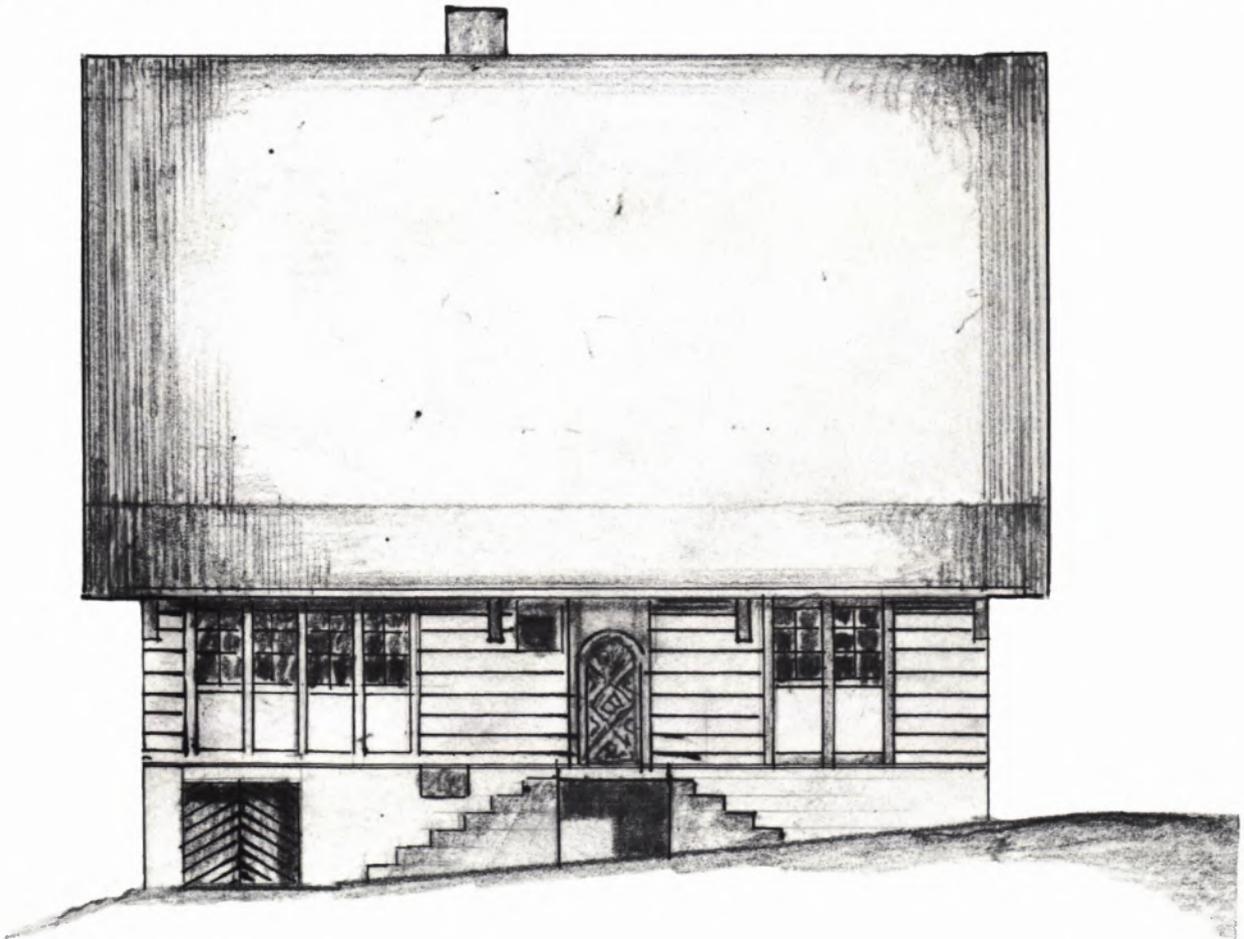
Der Kellereingang war immer seitlich, von außen betretbar, ein paar Stufen tiefer als das Hofniveau angelegt. Diese Anordnung ist geradezu charakteristisch für die Hausform ebenso wie der erhöhte seitliche Hauseingang, welcher ursprünglich immer mit einer doppelläufigen Treppe versehen war. Der Grundriß des Erdgeschosses verblüfft durch seine Einteilung und die Erschließung der einzelnen Räume. Vom Treppenaufgang kommend wird ein zentraler Flur erreicht, in welchem sich eine Treppe zum Obergeschoß befindet. Links liegt der Eingang zur Stube, rechts eine Kammer. In Verlängerung der Flurachse befindet sich arbeitswirtschaftlich günstig angeordnet die Küche mit den Feuerstellen für den Kachelofen der Stube und des Herdes. Zwei weitere Kammern werden von der Küche aus erschlossen. Die Kammer hinter der Stube kann sowohl von der Küche als auch von der Stube aus betreten werden. Dieser Grundriß ist so gut gelöst, daß er selbst den Anforderungen einer „modernen Wohnkultur“ genügen würde. Der erste Stock wird durch die Treppe vom Flur aus begangen und besteht aus vier Schlafkammern. Der Oberflur bietet Platz für Truhen und Kästen. Das geschilderte Wohnvolumen reichte in früheren Jahrhunderten aus für eine bäuerliche Großfamilie, obwohl der umbaute Raum selten mehr als 800 cbm umfaßte.

Die äußeren Merkmale des Südoberschwäbischen Bauernhauses sind sehr markant: Typisch ist das hohe steile Dach mit ca. 50 bis 60% Neigung, ursprünglich wohl mit Stroh gedeckt. Auffallend ist bei nahezu allen erfaßten Beispielen der Dachknick im unteren Bereich (Aufschiebling), die Giebelseite der Frontpartie ist fast immer nach vorne gestaffelt und mit Wetterschutzdächern versehen, die vielfach von Rundbalken abgestützt sind.

Wie bereits eingangs erwähnt, sind dann im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts an die freistehenden Wohnhäuser zum Teil Stallscheuern angebaut worden. Die Verschiedenartigkeit der Bauteile ist aber in vielen Fällen noch gut erkennbar. Wahrscheinlich galt es im 19. Jahrhundert für einen Landwirt als „modern“, einen Eindachhof zu besit-



6 und 7 DAS SÜDOBERSCHWÄBISCHE BAUERNHAUS des Josef Kleiner in Bach, 1643 wahrscheinlich als Erblehen des Klosters Weißenau erbaut. Vorder- und Seitenansicht.





8

9



◀ 8 **BAUERNHAUS** des Landwirts Flock in Boschental, Gemeinde Bodnegg. Baujahr unbekannt, wahrscheinlich 17. Jahrhundert. Das Gebäude ist ganz in Holzbohlenständerbauweise errichtet. Die Hauswände wurden erst später verputzt. Im Rahmen einer betriebsnotwendigen Althofsanierung soll dieses Südoberchwäbische Bauernhaus abgerissen werden.

◀ 9 **HOFANLAGE** des Landwirts Fuchs in Häusing, Gemeinde Amtzell, erbaut 1734. Das Wohnhaus ist in baulich gutem Zustand. Auch hier wurde ein Verputz auf die Holzbohlenwand später aufgetragen. Das Raumvolumen ist größer als bei den übrigen erfaßten Südoberchwäbischen Bauernhäusern. Die alte Stallscheuer wurde 1930 abgerissen. Am gleichen Standort wurde eine neue erbaut.



10

10 und 11 **ALS LEHENSHOF DES KLOSTERS WEINGARTEN** wurde 1699 das Südoberchwäbische Bauernhaus des Landwirts Monninger in Notzenhaus, Gemeinde Tettmang, errichtet. Das Türgewände zeigt die Jahreszahl der Erbauung. Wahrscheinlich wurde der Stall in seinen Anfängen im 19. Jahrhundert angefügt, so daß heute der Nebenerwerbsbetrieb als Eindachhof erscheint.

11



129



12

13

ZWEI BEISPIELE, bei denen an das ehemalige freistehende Wohnhaus später ein Stall-Scheuer-Gebäude angefügt wurde.

12 Hof des Landwirts Betzle in Unterschussenried, Gemeinde Neukirch.

13 Bauernhaus in Kressbronn, Seestraße. Das Gebäude ist zur Zeit unbewohnt, es befindet sich im Besitz einer Erbgemeinschaft. Die weitere Verwendung ist fraglich.



zen, in welchem das Wohnhaus, die Stallungen und die Schöpfe in „einem Haus“ vereinigt waren.

Die Vorteile lagen zumindest für die damalige Zeit klar auf der Hand. Der Bauer konnte trockenen Fußes in den Stall gelangen und auch besonders nachts hören, was im Stall vor sich ging. Bei manchen Wohnhäusern ließ jedoch die Tatsache, daß sie an den Hang gebaut waren, einen solchen Anbau, d. h. eine spätere Zusammenfügung zum Eindachhof, gar nicht zu.

Noch einmal muß betont werden, daß weitere systematische Untersuchungen über die Südoberchwäbische Hofanlage

notwendig sind. Sicherlich wird man dabei auf ein noch ursprünglich erhaltenes Beispiel stoßen. Der Verfasser ist überzeugt, daß die Südoberchwäbische Hofanlage zu den ältesten im schwäbisch-alemannischen Raum zählt und sich interessante Querverbindungen zu anderen germanischen Hausformen ableiten lassen.

Dr. Rudolf Fessler
Ltd. Reg.-Landw.-Direktor
Sechserweg 8/1
7987 Weingarten

Peter Schmidt-Thomé: Die Burg Zindelstein im Bregtal

Sicherungsarbeiten anlässlich des Stauferjahres

Anknüpfend an den Überblick über das Stauferprogramm des Landesdenkmalamtes im letzten Nachrichtenblatt (Heft 2/1977, Seite 63 ff.) soll hier die Burgruine Zindelstein auf Gemarkung Wolterdingen, Stadt Donaueschingen, im Schwarzwald-Baar-Kreis etwas ausführlicher vorgestellt werden.

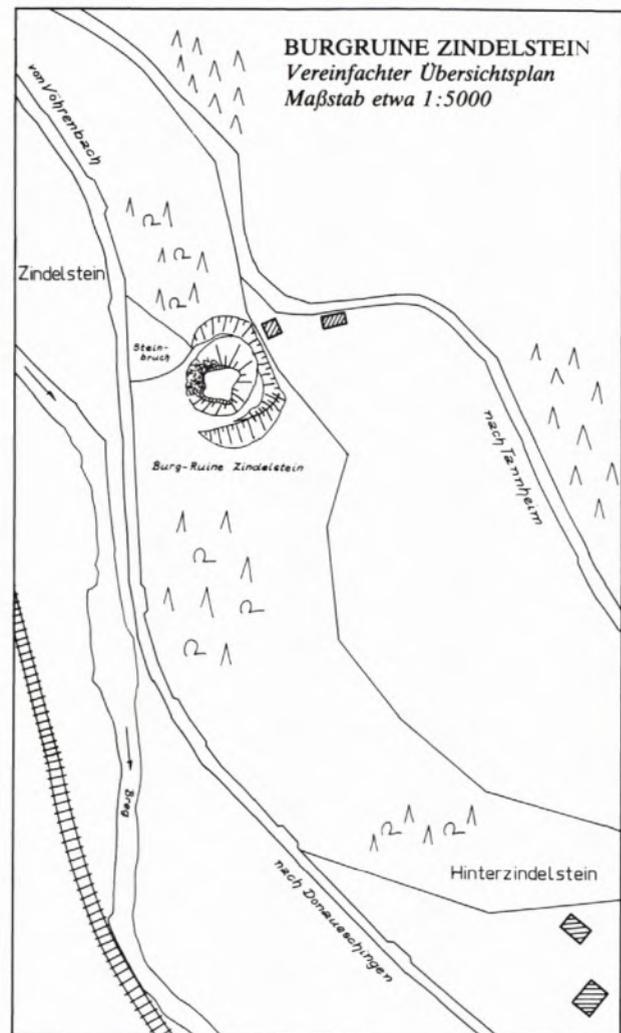
Die Burg Zindelstein auf dem linken Hochufer der Breg wird erstmals 1225 urkundlich erwähnt, ist jedoch offensichtlich wesentlich älter. Sie gelangte mit dem Zähringer Erbe nach dem Tod Bertolds V. 1218 in fürstenbergischen Besitz. Im späten Mittelalter wechselte sie mehrmals den Besitzer, um schließlich doch wieder an die Fürstenberger zurückzukehren. 1525 wurde sie im Bauernkrieg zerstört und nicht wieder aufgebaut. Ein Hangrutsch brachte 1970 einen Teil der Vorburg zum Einsturz und bildete mittelbar den Anlaß für die gegenwärtigen Sicherungsarbeiten.

Die Zindelstein hatte offensichtlich überregionale Bedeutung im Bestreben der Zähringer, ihr Herrschaftsgebiet über den Schwarzwald hinweg zu festigen. Sie bildete auch ein Bindeglied zu den fürstenbergischen Besitzungen im Kinzigtal. Für das 13. Jahrhundert ist auf ihr mehrfach ein Burggraf belegt, also ein „beamteter“ Ministeriale des Hauses Zähringen und später Fürstenberg. Mehrfach wohnten hier fürstenbergische Familienmitglieder (so die Witwe Graf Eginos V.). Unter den Aspekten des Stauferjahres darf man die Zindelstein vielleicht eine „Anti-Stauferburg“ nennen.

Im späten 14. Jahrhundert ging die Bedeutung der Anlage zurück, und im 15. Jahrhundert wird sie gelegentlich als Burgstall bezeichnet. Dies fällt zusammen mit dem Ausbau der fürstenbergischen Bergbau-Interessen im wenige Kilometer talauf gelegenen Hammereisenbach. Zu deren Schutz wurde dort die kleine Burg Neufürstenberg errichtet.

Zur Zindelstein gehörten vermutlich schon im Mittelalter die Gehöfte Vorder- und Hinter-Zindelstein. Die beiden Häuser unmittelbar vor dem Burggraben dagegen dürften erst nach der Zerstörung entstanden sein. Ihre sichtbare Substanz ist neuzeitlich.

Im Bereich der Ruine lassen sich verschiedene Bauphasen erkennen. Ältester Teil ist der Bergfried, der deutlich stauferzeitliche Merkmale in Gestalt von mächtigen Buckelquadern zeigt. Der Burgberg ist von der Hochfläche durch einen künstlich in den Felsen eingetieften Halsgraben abgetrennt, dessen Außenseite nach Süden durch einen Wall verstärkt wird. Wohl erst nach der Zähringer Herrschaft wurde die südliche Vorburg – Gegenstand der Sicherungsarbeiten – errichtet. Hier wurde der bisher unbekannte Zugang im Westen über dem Steilabsturz festgestellt.



Eine Auswertung der bei den Sicherungsarbeiten gemachten baugeschichtlichen Befunde und der meist spätmittelalterlichen Funde kann erst später vorgelegt werden.

Der nunmehr zweiten Baukampagne muß mit Sicherheit eine dritte folgen, um die Ruine in ihrem gegenwärtigen Bestand zu sichern.

Dr. Peter Schmidt-Thomé
LDA · Archäologie des Mittelalters
Colombistraße 4
7800 Freiburg i. Br.

Personalia



Hans-Peter Kneer 1936–1977

Wir alle trauern um Hans-Peter Kneer. Am 10. April, Ostersonntag, ist er an den Folgen eines Verkehrsunfalls gestorben. Sein Tod hinterläßt für uns eine Lücke, die schwer, wenn überhaupt zu schließen sein wird. Denn sein erfolgreiches Wirken als Restaurator hat ihn weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, des schwäbischen Oberlandes, geführt und ihn auch außerhalb Baden-Württembergs zu einem viel fragten Berater und geschätzten Fachmann werden lassen.

Dieser berufliche Erfolg beruhte auf zwei erkennbaren Wurzeln. Zum einem ist es die Familientradition gewesen, die ihn geprägt hat. In einer ganzen Anzahl kirchlicher und profaner Bauwerke zeugen noch heute die Signaturen seines Großvaters Konrad und seines Vaters Karl davon, daß er ohne viel Aufhebens und wie selbstverständlich in seinen geliebten Beruf hat hineinwachsen können. Hier in der großelterlichen und elterlichen Werkstatt hat er nicht nur die ersten Kenntnisse seines später so außerordentlich reichen Fachwissens erhalten, sondern hier im frühen prägenden Umgang mit dem Kunstwerk ist in ihm die Achtung und die Liebe für die Geschichte und für ihre gestaltete Hinterlassenschaft gelegt worden, die ihn über sein ganzes Leben getragen hat.

Die andere Wurzel, aus der ihm Erfolg und Meisterschaft erwachsen sind, darf in sei-

ner zielstrebig verfolgten Berufsausbildung gesehen werden.

Nach Abschluß seiner Schulzeit auf dem Gymnasium Ehingen und einer Malerlehre bis zur Gesellenprüfung ging er für zweieinhalb Jahre auf die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart, wo er im dortigen Institut für Technologie der Malerei sich die theoretische Untermauerung seines inzwischen erworbenen praktischen Wissens aneignen konnte. Mit diesem fundierten Rüstzeug aus Theorie und Praxis ausgestattet hospitierte er danach volle zwei Jahre an der Restaurierungswerkstatt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München. Dort, unter den sorgsam führenden Händen des unvergesslichen Dr. Taubert konnte er sich zur Meisterschaft heranbilden, konnte er seinen Kenntnisstand ausbauen und einen Wissensschatz sammeln, der uns immer wieder Bewunderung abnötigte, nachdem er 1971 nach dem Tod des Vaters den elterlichen Betrieb übernehmen mußte und an beispielhaften Restaurierungen bedeutender Objekte beweisen konnte, was in ihm steckte und was er vermochte.

Unvergesslich verbunden bleiben wird sein Name mit der Vielzahl kirchlicher und profaner Kulturdenkmale, an deren Instandsetzung er in ausschlaggebender Weise mitgearbeitet hat und deren Wiederherstellung zu neuer Wirkung und Würde ihm zu danken ist. Die aus dieser Fülle herausragenden Bauwerke, zu denen er gerufen und die ihm anvertraut wurden, wie die Wallfahrtskirche Steinhausen, die Stiftskirche Niederzell auf der Reichenau, die Abteikirche Neresheim, Schloß Favorite bei Rastatt und Schloß Benrath bei Düsseldorf, die Klosterkirchen Schussenried und Zwiefalten, zeugen von der Wertschätzung, die seinem fachlichen Wissen und seiner restauratorischen Befähigung entgegengebracht worden ist.

Die Zeichnung seines Lebensbildes wäre unvollständig, würde nicht seine Neigung zum geselligen Umgang mit den Menschen erwähnt werden. Er hatte eine durchaus heitere Wesensart, fast eine barocke Natur, wie wir alle meinten, ein Mensch, der aus der Fülle lebte. Kein Faschingshaufe der näheren und weiteren Umgebung seiner Stadt Munderkingen, dem er nicht Anreger

und Mitgestalter war. Allen unvergesslich bleiben wird seine Hauseinweihung, ein gewaltiges Fest, das halbe Oberland war zusammengeströmt, er inmitten aller die große Pauke schlagend, ein fröhlicher Auftakt, so schien es, für ein langes glückliches Leben. In diesem Grundzug seines heitergelösten Wesens war er unangreifbar, getragen wohl von einer tiefen Religiosität und geborgen im Glauben seiner Kirche.

Hans-Peter Kneer hat sich um die Erhaltung deutschen Kulturgutes verdient gemacht. Wir alle sind ihm zu Dank verpflichtet. N.

Der unerwartete Tod unseres Kollegen Hans-Peter Kneer hat uns alle getroffen. Jeder der im Lande freiberuflich tätigen Restauratoren wußte, daß er ein profunder Mitstreiter für die verantwortungsvolle Aufgabe war, die restauratorische Arbeit abverlangt. Nicht nur aus dieser Einstellung allein gehörte er zu den Mitbegründern des Verbandes freiberuflicher Restauratoren Baden-Württembergs, sondern mehr noch: es war ihm Verpflichtung, einem Berufsstand den notwendigen Rückhalt zu geben, aufgrund seiner Leistung, die ihn auszeichnete.

Ohne Zweifel hat ihn die familiäre Tradition getragen und ihm Mut, Ausdauer und Kraft gegeben, sich auch gegen Widerstände des beruflichen Lebens durchzusetzen. Am Beispiel seiner geleisteten Arbeit konnten auch denkmalpflegerische Maßstäbe gesetzt werden, die allen zum Vorbild gereichten. Es ist nicht vermessen zu sagen, daß sein Verhältnis zur Kunst, besonders der Barockzeit, intuitiv war, ja selbst sein Wesen bestimmte. Ihm eignete, Kunst als sinnhaftes Erlebnis zu erfahren, sich damit zu identifizieren. So wurde er für seine zahlreichen Mitarbeiter und Kollegen schon in jungen Jahren zum uneingeschränkten Vorbild. Mit eindringlicher Konsequenz spürte er den Sachfragen nach, unterstützt von einem umfangreichen kunsthistorischen Wissen. Als Kollege hat er mit nicht nachlassendem Eifer daran mitgewirkt, dem Berufsstand der Restauratoren die Bedeutung zu geben, welche ihm zukommt, nämlich Sachwalter der uns

überkommenen Kulturzeugnisse zu sein. Darin ist er mit der ihm eigenen Intensität aufgegangen, oft zu Lasten seiner privaten vielfältigen Interessen.

Hans-Peter Kneer ist mitten aus der Arbeit herausgerissen worden. Seine letzte war eine beispielhafte, fruchtbare, kollegiale Zusammenarbeit im Münster Zwiefalten. Er ist unserem Blick nicht entrückt. Seine Mitarbeiter fühlen sich verpflichtet, in seinem Sinne weiterzuarbeiten. Alle Kollegen werden nicht nur sein Andenken bewahren, sondern das fortsetzen, was Hans-Peter Kneer als Zeichen gesetzt hat: die verantwortungsvolle Aufgabe restauratorischer Arbeit als Verpflichtung gegenüber dem Kunstwerk zu tragen.

*Verband freiberuflicher Restauratoren
Baden-Württemberg e.V.
Hans Dieter Ingenhoff*



Klaus Ehrlich im Ruhestand

Am 3. Juli kann der kirchliche Baudirektor und Freie Architekt Klaus Ehrlich seinen fünfundsiebzehnten Geburtstag begehen. Anlaß, ihm für den ferneren Lebensweg alles Gute und Glück zu wünschen, Anlaß aber auch, von diesem um die Sache der Denkmalpflege hochverdienten Mann, der seit November 1953 als Bauberater der Evangelischen Landeskirche in Württemberg tätig gewesen ist und damit durch fast ein Vierteljahrhundert ein ständiger und wichtiger Gesprächspartner für die Denkmalpfleger im württembergischen Landesteil werden konnte, Abschied zu nehmen: Klaus Ehrlich geht in den Ruhestand.

Wer Ehrlich kennt, und besser noch der, der mit ihm arbeiten durfte, der kann sich eigentlich nur mit Schwierigkeit vorstellen, daß dieser aktive, ideenreiche und immer noch elastisch-jugendlich wirkende Mann aufs Altenteil gehen soll und daß man künftighin auf die selbst im streitig durchgefochtenen Fall immer doch lehr- und ergebnisreiche Zusammenarbeit mit ihm wird verzichten müssen.

Blickt man – wozu ja ein wichtiger Grund gegeben ist – auf die lange Liste jener Baudenkmale, die bei Umbauten, Erneuerungen oder funktionellen Umgestaltungen den planenden und lenkenden Einfluß oder die eigene Hand des Architekten Ehrlich erfuhren, dann wird einem deutlich, wieviel Verantwortung ebenso für die jeweiligen

Kirchengemeinden wie für das in deren Obhut stehende Kulturgut in die Hand dieses Mannes gegeben war. Und gerade das kulturelle Gut war bei Klaus Ehrlich verantwortungsbewußt aufgehoben, ganz gleich, ob man nun an die Kirchen von Aurich über Brenz und Faurndau, von Gerlingen über Herrenberg und Schwäbisch Hall, von Ravensburg über das Ulmer Münster bis hin nach Isny denkt oder aber an die ungezählten kleineren Gelegenheiten, bei denen Interessen der Denkmalpflege gegen solche der Liturgie oder eines begreiflichen Modernisierungswillens abzuwägen waren. Nie – und das darf ich als der amtierende Denkmalpfleger, der sicher am meisten mit Klaus Ehrlich zu tun hatte, aus wirklicher Überzeugung sagen –, nie und selbst dann nicht, wenn die Entscheidungsfindung schwierig geworden war, blieb ihm die Verpflichtung zur Bewahrung und Erhaltung der kulturellen Hinterlassenschaft als lästiger Ballast am Rande liegen. In der ihm eigenen sachlich-nüchternen und dabei immer erfreulich klaren Art wußte sich Klaus Ehrlich auf das einzupendeln, was dem Denkmalpfleger in eigener Sache vor allem wichtig sein mußte. Daß er dabei die ihm in seinem Amte vordergründig zugefallene Aufgabe gleichermaßen zu erfüllen verstand, das macht den Wert seiner Arbeit vor allem aus.

Wir Denkmalpfleger werden mit Klaus Ehrlich einen zwar manchmal auch harten, immer aber aufrichtigen und den Anliegen der Denkmalpflege aus innerer Überzeugung aufgeschlossenen Gesprächspartner verlieren – nicht ganz verlieren, denn wir wollen hoffen, daß er auch in seinem Ruhestand, in dem wir ihm Gesundheit und Muße für seine wasser- und bergbezogenen Hobbys wünschen, mit seinem aus langer Erfahrung reich und wertvoll gewordenen Rat seinem Nachfolger im Amte und uns verfügbar bleiben kann.

Bodo Cichy

Mitteilungen

Zwei Gerichtsurteile aus Heidelberg

Vor dem Oberlandesgericht Karlsruhe wurde jetzt ein Bußgeldbescheid des Baurechtsamtes der Stadt Heidelberg gegen den verantwortlichen Leiter einer Abbruchfirma bestätigt, der versäumt hatte, beim Abbruch zweier Gebäude der Herrenmühle in Heidelberg drei Türgewände des 17. Jahrhunderts rechtzeitig zu bergen.

Laut Auflage des Landesdenkmalamtes und des Bauaufsichtsamtes Heidelberg sollten diese Bauteile der nicht mehr zu rettenden Mühlengebäude sorgfältig gesichert und im Neubauvorhaben wieder eingebaut werden. Das war nicht geschehen. Neben dem Bußgeld von DM 500,- muß der Beklagte auch die Kosten des Verfahrens vor Gericht tragen.

Bei den Abbrucharbeiten waren die alten Mühlengebäude mitsamt den sicherzustellenden Gewänden einplaniert und zusam-

mengeschoben worden. Dank der Wachsamkeit eines Dritten wurden jedoch im letzten Augenblick die Gewändesteine aus den Schuttmassen geborgen, dann aber von der Abbruchfirma so offen gelagert, daß sie im antiquitätenhungrigen Heidelberg über Nacht davongetragen wurden. Zwei der Türgewände fanden sich durch Bemühungen des Süddeutschen Rundfunks und des Bauaufsichtsamtes wieder ein, das dritte blieb verschwunden. Der bau- und stadt-historische Wert dieser Gewände aus der



1 TÜRSTURZ VOM MÜHLEN-
GEBÄUDE der ehemaligen Herrenmühle
in Heidelberg. Der Stein trägt die Jahreszahl
1613.



2 HEIDELBERG, DREIKÖNIGS-
STRASSE 2. Das Barockhaus mit der ver-
unstaltenden Werbeanlage, deren Entfer-
nung verlangt wird.

Zeit vor den großen Stadtzerstörungen ist unumstritten: Der eine Stein mit Mührad im Hauswappen trägt die Jahreszahl 1617, der andere ist auf 1613 datiert.

Amtsgericht und Oberlandesgericht sahen übereinstimmend eine fahrlässige Ordnungswidrigkeit im Verhalten des Bauleiters, wobei das Oberlandesgericht das erstinstanzliche Urteil dahingehend korrigierte, daß nicht die Vorschriften der Landesbauordnung, sondern die des Denkmalschutzgesetzes, nämlich die §§ 33; 7; 3 DSchG, zur Beurteilung der Strafe zu berücksichtigen waren.

In einem anderen Gerichtsverfahren vor dem Verwaltungsgericht in Karlsruhe hatten die Richter über eine Werbung zu entscheiden. An einem Barockhaus von 1720 nahe der Alten Neckarbrücke an der Heidelberger Dreikönigsstraße 2 hatte ein Sex-Shop mit großflächigen und farbigen Werbepappen auf sich aufmerksam gemacht. Eine Genehmigung hierfür war nicht eingeholt, aber etwa gleichzeitig mit der Anbringung beantragt worden. Das Bauaufsichtsamt der Stadt hatte im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt die Werbung abgelehnt und deren Entfernung verlangt. Der Geschäftsinhaber fühlte sich daraufhin in seiner Berufsausübung behindert, legte Widerspruch beim Regierungspräsidium ein und klagte schließlich, als dieser Widerspruch zurückgewiesen wurde, vor dem Verwaltungsgericht Karlsruhe.

Das Urteil des Verwaltungsgerichts liegt inzwischen vor. Nach § 17 Abs. 2 der Landesbauordnung wirke die Werbeanlage durch die überdimensionalen Blockbuchstaben des 4 mal 1 Meter großen Werbeschildes verunstaltend und verletzend auf das ästhetische Empfinden eines „... gebildeten Durchschnittsbetrachters . . .“ (vgl. Urteil des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg vom 8. 5. 1973 VIII 1300/72). Dabei wird besonders hervorgehoben, daß die Schauseiten des barocken Eckhauses im Laufe der Jahrhunderte ihr Bild bewahren konnten und auch das Erdgeschoß durch spätere Ladeneinbrüche, wie sonst oft geschehen, nicht verändert wurde. Die Verunstaltung des Hauses, des Orts- und Straßenbildes durch die Werbeanlage, die keinerlei Rücksicht nähme, sei deshalb besonders deutlich.

Die Klage wurde abgewiesen, der Kläger mit den Kosten des Verfahrens belastet. Er hat gegen diese Entscheidung des Verwaltungsgerichts Berufung beim Verwaltungsgerichtshof eingelegt, über die noch nicht entschieden wurde. *Peter Schubart*

Buchbesprechung

Rudolf Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald, besonders in dessen alten Bergbaurevieren. 2. vollständig überarbeitete Auflage. Verlag M. Schauenburg Lahr 1977; 632 Seiten, 393 Abb. ISBN 3-7946-0128-9.

Es mag auf den ersten Blick verwundern, wenn im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege ein Buch mit diesem Titel angezeigt und besprochen wird. Doch wer das nunmehr in zweiter Auflage erschienene Buch von R. Metz in die Hand nimmt, wird schon nach kurzem Blättern feststellen, daß er hier an ein landeskundliches Werk von besonderer Qualität geraten ist, das auch dem an Geologie weniger Interessierten viele Informationen bereithält.

Das 1971 in erster Auflage als Sonderheft 20 der Zeitschrift „Der Aufschluß“ in Heidelberg erschienene und seit langem vergriffene Werk behandelt in fünf Hauptabschnitten die Themen:

- I. Geologisch-petrographischer Überblick S. 13–50
- II. Topographische und geologische Karten S. 51–55
- III. Geologisch-landeskundlicher Überblick S. 56–118
- IV. Steine und Erden, Kohlen, Mineral- und Erzlagerstätten S. 119–274
- V. Exkursionen S. 275–597

Am Schluß folgen dann noch Angaben über alte Maße und Gewichte, eine Literaturauswahl, ein Verzeichnis der erwähnten Mineralien und ein Ortsregister.

Für den vorwiegend historisch-landeskundlich interessierten Leser sind vor allem die Abschnitte II bis V von Interesse. Die Aufzählung der Karten und ihrer Bezugsquellen ermöglicht einen Überblick über die zur Zeit liefer- und brauchbaren Blätter des Arbeitsgebietes.

Abschnitt III gibt – aufbauend auf den geologischen Grundlagen – eine Beschreibung des heutigen Landschaftsbildes und des Ganges der Besiedlung, wobei auch die Sicherung der Territorien und die Verkehrserschließung nicht vergessen werden. Am wichtigsten für die geschichtliche Entwicklung des Nordschwarzwaldes sind die im Abschnitt IV zusammengestellten Daten über die Bodenschätze im weitesten Sinne, die auch die verschiedenen Steinbrüche und Lagerstätten von Glassanden mit einschließen. Die Erze werden in Gruppen nach den Hauptlagerstätten behandelt (Schwarzwaldrand, unteres Murgtal, Neuenbürg, Neubulach, Freudenstadt). Hierbei werden neben den geologischen Grundlagen jeweils auch die geschichtliche Entwicklung der Bergbauversuche und der damit verbundenen Anlagen beschrieben. Die in Abschnitt V vorgeschlagenen Exkursionen A bis P führen sowohl zu den Fundstätten verschiedener Mineralien als auch zu den Resten ehemaliger und noch bestehender Verarbeitungsbetriebe sowie zu den in ihrem Gefolge entstandenen Siedlungen.

Besonders die Abschnitte IV und V enthalten eine Fülle historisch-landeskundlichen Materials, wie es bisher in diesem Umfang zusammenfassend über den nördlichen Schwarzwald noch nicht vorgelegt wurde. Hervorzuheben sind vor allem die zahlreichen Illustrationen zu den einzelnen Anlagen, bei denen sich Pläne, Fotos und alte Ansichten beinahe ideal ergänzen. Lediglich das Format mancher Abbildungen wurde etwas zu klein gewählt, wodurch ihr Informationswert eingeschränkt wird.

Für den Denkmalpfleger und den an unserer Kulturlandschaft interessierten Laien liegt der Wert dieses Buches zum einen in der Zusammenschau von Natur und menschlichem Wirken und zum anderen in der umfassenden Darstellung der technischen Denkmäler eines bisher von der Forschung sehr vernachlässigten Gebietes.

Die Beschreibung und Abbildung zahlreicher technischer Einrichtungen aus allen Bereichen der Wirtschaft des Nordschwarzwaldes macht die Arbeit besonders wertvoll, da die Entwicklung auf diesem Sektor in den letzten Jahren sprunghaft vorangeschritten ist, so daß viele in den fünfziger Jahren noch intakte Betriebe und Anlagen aus der Zeit vor 1900 heute bereits verschwunden sind und allenfalls durch die Bemühungen der Industriearchäologie wieder ans Licht gebracht werden können. Es ist das besondere Verdienst von R. Metz, mit diesem Buch sowohl erstmals eine zusammenfassende Darstellung des durch die ehemalige Landesgrenze meist nur in Teilen behandelten Nordschwarzwaldes vorgelegt als auch durch die Beschreibung zahlreicher für diesen Bereich typischer Produktionsstätten und Verkehrsanlagen im weitesten Sinne einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis technischer Kulturdenkmäler geleistet zu haben.

So bleiben am Schluß eigentlich nur zwei Wünsche: Zum einen hofft der Rezensent, daß das Buch mit dazu beiträgt, den Wert der technischen Kulturdenkmale zu erkennen und ihrer Erhaltung auch dort den Weg zu ebnen, wo Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit dem entgegenstehen. Zum anderen wäre es sicher ein Gewinn für die Landeskunde in Baden-Württemberg, wenn es gelänge, für den Südschwarzwald ein ähnliches Werk zu schaffen.

Dietrich Lutz

Kolloquium „Sinn und Grenzen der Denkmalpflege“

Am 28. April 1977 veranstaltete die Landeszentrale für politische Bildung ein Kolloquium unter dem Thema „Sinn und Grenzen der Denkmalpflege“. Drei einführende Referate von Staatssekretär Dr. Weng, Kultusministerium, Hauptkonservator Dr. Cichy, Landesdenkmalamt, und dem Ravensburger Oberbürgermeister Wäschle legten die verschiedenen Aspekte dieses Themas dar. Dr. Weng betonte, daß es dem Wesen der Denkmalpflege entspreche, wenn sie den Widerstreit der Meinungen, den Interessenkonflikt, hervorruft – sei es mit betroffenen Bürgern, sei es mit planenden Stellen. Ausführlich beschäftigte sich Dr. Cichy mit der für die denkmalpflegerische Arbeit existentiellen Frage, ob wir heute der Geschichte einen uns verbindlichen Sinn zu unterstellen und diesen anzunehmen bereit sind. Er hob den geradezu lebensbedingenden Sinn der Geschichte hervor, die allein dem Menschen in der Gegenwart eine freiheitlich auswählende Handlungsweise ermögliche. Wesen des Denkmals sei die körperhaft aufbewahrte Geschichte. Jeder Verlust eines einzelnen Denkmals oder seiner Originalität mindere stets das kulturgeschichtliche Ganze. Oberbürgermeister Wäschle vertrat keinen verbandspolitischen Standpunkt, sondern zeigte aus seiner Sicht Grenzen der denkmalpflegerischen Arbeit auf. Er wies

auf das erkenntnistheoretische Problem hin, daß aus ungenügendem zeitlichen Abstand oder aus zeitgebundenem Verkennen kultureller Werte heraus Irrtümer bei der qualitativen Bewertung von Denkmälern unvermeidlich seien. Er warnte davor, daß sich die Denkmalpflege aufgrund dieser Unsicherheit zur „Flucht in die Quantität“ verleiten lassen könne. Neben Grenzen, die der Denkmalpflege durch die Zumutbarkeit und Wirtschaftlichkeit der Maßnahmen gesetzt seien, sprach Oberbürgermeister Wäschle vor allem die Kollision denkmalpflegerischer Belange mit anderen Vitalinteressen im Bereich der Stadtentwicklungsplanung an. Denkmalpflegerische Ziele seien nicht a priori übergeordnet. Nötig sei ihre stärkere Integration in die Planung. Dies setze aber ein größeres Verständnis des Denkmalpflegers für die Gesamtschau planerischer Probleme voraus, als es bisher oft anzutreffen sei.

In der anschließenden Diskussion wurde von vielen Vertretern der Gemeinden gerade dieser letzte Punkt aufgegriffen. Es wurde allgemein das Bedürfnis nach einer möglichst frühzeitigen Zusammenarbeit zwischen Denkmalamt und Gemeinde ausgesprochen. Die Denkmalpfleger erklärten sich hierzu grundsätzlich bereit, wiesen aber darauf hin, daß mit dem derzeitigen Personalbestand dieser Wunsch nicht zu erfüllen sei. Es war daher sehr zu begrüßen, daß auch von kommunaler Seite eine Verstärkung des Personals für das Landesdenkmalamt gefordert wurde.

Hubert Krins

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen
auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Kath. Pfarramt Baienfurt 102;

P. A. Dandoy, Namur 115, 116;

Ernst Daniel, Balingen (Nr. 21 703/59 b,
Luftbild H. Sting jr.) 120;

Dr. Rudolf Fessler, Weingarten 125, 129
(Abbildung 10);

Zentrale Fotostelle Stadtarchiv Heidelberg
(Fotos Helmuth Humm) 134;

Aus: C. Isings, Schönes altes Glas (Hannover
1966) 114 (Abbildung 7);

Dr. Robert Koch, Heilbronn 112, 113;

LDA-Karlsruhe 106–110;

LDA-Tübingen 122, 123; (Fotos Gudula
Bock, Oberopfingen) Titelbild, 97–101;

(Fotos Thomas Weiss, Ravensburg) 128,
129 (Abbildung 11), 130;

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg
114 (Abbildungen 8 und 9);

Gudrun-Holde Ortner, Heidelberg 103,
104;

Waldemar Rehfuß, Balingen 121

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Dr. Rudolf Fessler, Weingarten 127;
(Umzeichnungen Th. Schwarz, Stuttgart)
124, 126;

Dr. Robert Koch, Heilbronn 112, 113
(Abbildung 5);

LDA-Freiburg 131;

LDA-Karlsruhe 117–119; (Umzeichnung
Th. Schwarz, Stuttgart) 105;

Aus: Schlesiens Vorzeit (NF 6, Breslau
1912) 113 (Abbildung 6)

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmalen hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Zentralstelle Stuttgart

Amtsleitung und Verwaltung

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12/5273

Archäologie des Mittelalters

Teckstraße 56
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 280101/App.64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93/2980

Volkskunde (Württ. Landesstelle)

Alexanderstraße 9A
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12/5290

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Colombistraße 4
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Adelhauserstraße 33
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Volkskunde (Badische Landesstelle)

Schwaighofstraße 13
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 7 40 11

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung
und sämtliche Abteilungen

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1-Bebenhausen
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 29 90

E 6594 FX

DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg
Eugenstraße 3, 7000 Stuttgart 1
ISSN 0342-0027

3/1977 6. Jahrgang Juli-September 1977

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

- | | | | |
|--|--|--|---|
| Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
Deutscher Kunstverlag | Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Band 5
Hans Klumbach
<i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i>
Stuttgart 1973 |
| Band 1
Peter Breitling · Hans Detlev Kammeier · Gerhard Loch
<i>Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i>
München/Berlin 1971 | Band 1
1971-1973 (Sammelband)
Stuttgart 1973 | Band 1
Rolf Dehn
<i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i>
Stuttgart 1972 | Band 6
Dieter Planck
<i>Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i>
Stuttgart 1975 |
| Band 2
Reinhard Lieske
<i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i>
München/Berlin 1973 | Band 2
Herbert und Elke Schwedt
<i>Malerei auf Narrenkleidern
Die Häs- und Hanselmalerei in Südwestdeutschland</i>
Stuttgart 1975 | Band 2
Eduard M. Neuffer
<i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i>
Stuttgart 1972 | Band 7
Hermann Friedrich Müller
<i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i>
Stuttgart 1976 |
| Band 3
<i>Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i>
München/Berlin 1973 | Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Band 3
Robert Koch
<i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i>
Teil 2: Alix Irene Beyer
<i>Die Tierknochenfunde</i>
Stuttgart 1972 | Band 8
Jens Lüning · Hartwig Zürn
<i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg</i>
Stuttgart 1977 |
| Band 4
Heinz Althöfer · Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
<i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i>
München/Berlin 1974 | Band 1
Günter P. Fehring
<i>Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche</i>
Stuttgart 1972 | Band 4
Teil 1: Gustav Riek
<i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i>
Stuttgart 1973 | Fundberichte aus Baden-Württemberg
Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung |
| | Band 2
Antonin Hejna
<i>Das „Schlößle“ zu Hummertsried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i>
Stuttgart 1974 | Teil 2: Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
<i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i>
Stuttgart 1973 | Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977 |